# GOTTHELFS HISTORISCHE NOVELLISTIK UND IHRE QUELLEN

**MIT EINEM ANHANG:**
**CHRISTLICHE ANSICHT DER POLITISCHEN WELTVERÄNDERUNGEN**
**VON ALBERT BITZIUS**

---

## INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR
ERLANGUNG DER DOKTORWÜRDE
DER
PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT
DER
UNIVERSITÄT BERN

Vorgelegt von
**PAUL MÄDER**
von Mühleberg

PAUL HAUPT
Akademische Buchhandlung vorm. Max Drechsel
Bern 1932

Von der philosophischen Fakultät I angenommen auf Antrag des Herr
Prof. Dr. Fritz Strich.

Bern, den 13. November 1931.

Der Dekan: Prof. Dr. Otto Funke.

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Diese Arbeit erscheint unverändert als Heft 53 der von den Professoren
Harry Maync, Samuel Singer und Fritz Strich herausgegebenen Sammlung
„Sprache und Dichtung“ im Verlage Paul Haupt in Bern.

# Inhaltsverzeichnis.


Seite

1. Der Weg in die Geschichte . . . . . 1
2. Die Tendenz . . . . . 5
3. Die Quellen . . . . . 10
   a) Der letzte Thorberger . . . . . 13
   b) Der Knabe des Tell . . . . . 42
   c) Kurt von Koppigen . . . . . 54
   d) Sintram und Bertram . . . . . 61
   e) Die drei Brüder . . . . . 76
   f) Der Druide . . . . . 81
   g) Die Novellen des Übergangs . . . . . 89
   h) Ergebnisse . . . . . 93
4. Geschichte und Dichtung . . . . . 98
5. Geschichtsauffassung und ihre Quellen . . . . . 106
6. Gotthelf, Scott und die Romantik . . . . . 116
7. Anhang: Christliche Ansicht der politischen Weltveränderungen von Albert Bitzius . . . . . 128

# Literaturverzeichnis.


### 1. Ausgaben und Handschriften.

Gotthelf, Jeremias (Albert Bitzius). Sämtliche Werke, in Verbindung mit der Familie Bitzius und mit Unterstützung des Kantons Bern herausgegeben von Rudolf Hunziker und Hans Bloesch. Erlenbach-Zürich, Eugen Rentsch. Namentlich „Kleinere Erzählungen in den Bänden XVI, 1928, XVII, 1912, XVIII, 1929.

— Volksausgabe seiner Werke im Urtext, besorgt von Ferd. Vetter, Bern, 1898—1900.

— Kurt von Koppigen, mit einer Einführung von Otto von Greyerz, Bern 1904.

— Beiträge zum Neuen Berner Kalender. Bern 1840, 41, 42, 43, 44, 45.

Bitzius, Albert. Eine Studentenfahrt (Reisetagebuch), hg. von Ferdinand Vetter, Sonntagsblatt des Bund, 1887, Nr. 8—16.

— Niklaus von Flüe. Beitrag zum Evangelischen Kalender 1851, hg. von Ferdinand Piper, Berlin.

— Chronik von Lützelflüh, hg. von Walter Hopf in Jeremias Gotthelf im Kreise seiner Amtsbrüder u. als Pfarrer. Bern 1927.

— Christliche Ansicht der politischen Weltveränderungen. (Handschrift im Gotthelf-Archiv.)

### 2. Briefe.

Hunziker, Rudolf. Gotthelf und Reithard in ihren gegenseitigen Beziehungen. Zürich 1904.

— Briefwechsel zwischen Gotthelf und Fröhlich. Winterthur 1906.

Joss, G. Briefwechsel zwischen Gotthelf und Burkhalter. Bern, 1897 und 1899.

Vetter, Ferdinand. Jeremias Gotthelf und Karl Rudolf Hagenbach, ihr Briefwechsel aus den Jahren 1841—1853. Basel 1910.

Unveröffentlichte Briefe Gotthelfs an Carl Bitzius im Gotthelf-Archiv.

### 3. Literatur über Gotthelf.

Burckhardt, Carl J. Jeremias Gotthelf und die Politik, in Schweiz. Monatshefte für Politik und Kultur. V. Jahrg. 1926.

Hopf, Walter. Jeremias Gotthelf im Kreise seiner Amtsbrüder u. als Pfarrer. Bern 1927.

Huch, Ricarda. Jeremias Gotthelfs Weltanschauung. Bern 1917.

Hunziker, Rudolf. Jeremias Gotthelf, Die Schweiz im deutschen Geistesleben (hg. von Harry Maync), Bd. 50 und 51, Frauenfeld u. Leipzig 1927.

Ineichen, Alfred. Die Weltanschauung Jeremias Gotthelfs. Erlenbach und Zürich 1920.

Keller, Gottfried. Jeremias Gotthelf, in Nachgelassene Schriften und Dichtungen. 5. Auflage, hg. von J. Baechtold. Berlin 1893.

Lötscher, U. Gotthelf als Politiker. Bern 1905.

Manuel, Carl. Jeremias Gotthelf, Sein Leben und seine Schriften. Erlenbach-Zürich 1922.

Maync, Harry. Jeremias Gotthelf, in Deutsche Dichter; Reden und Abhandlungen. Frauenfeld-Leipzig 1928.

Mittheilungsblatt für Freunde der Schulverbesserung im Kanton Bern, Dez. 1834.

Muret, Gabriel. Jérémie Gotthelf, Sa vie et ses oeuvres. Paris 1913. — Jeremias Gotthelfs Beziehungen zu Deutschland. 1913.

### 4. Zur Quellenfrage.

Acta Sanctorum. Bd. II, 30. Januar, Venetiis 1734 ff.

Aeschlimann, Johann Rudolf. Geschichte von Burgdorf und Umgebung. Zwickau 1847.

Bernische Neujahrsstücke. Bern 1808—50.

Buch, Georg von. Beschreibung des eidgen. Freischiessens in Solothurn 1840. Bern 1840.

Bürger, Gottfried August. Sämmtliche Schriften, hg. von Karl Reinhard, Bd. I und II. Göttingen 1796.

Curti, Theodor. Geschichte der Schweiz im XIX. Jahrhundert. Neuenburg 1902.

Cysat, J. L. Der Vierwaldstättersee. Luzern 1661.

Feierabend, August. Zur Erinnerung an die eidgenössischen Schützenfeste 1824—1874. Aarau 1875.

Flückiger, F. A. Mitteilungen über die Geschichte Langenthals u. Umgebung, 1847.

Friedli, Emanuel. Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums. I. Band: Lützelflüh. Bern 1905.

Fröhlich, A. E. Die Blümlisalp, nach einer Volkssage erzählt, in Alpenrosen, ein Schweizer Almanach, 1833.

Fuchs, Christoph. Die Heiligen des Schweizerlandes, hg. von J. J. Honegger, Zürich 1832.

Gelpke, C. F. Die Christliche Sagengeschichte der Schweiz. Bern, Dalp 1862.

Glur, Johannes. Roggwyler-Chronik. Zofingen 1835.

Grimm, H. R. Schweitzer-Cronika. Basel 1796.

Grimm, Jakob. Deutsche Mythologie. Göttingen 1835.

Gundolf, Friedrich. Johannes v. Müller Geschichtenschweiz. Eidgenossenschaft, in Die Schweiz im deutschen Geistesleben (hg. v. Harry Maync). Leipzig 1923.

Haller von Königsfelden, Franz Ludwig von. Darstellung der merkwürdigsten Schweizer-Schlachten. Constanz 1826.

Haller, derselbe. Helvetien unter den Römern, 2 Bde. Bern 1811 u. 12.

Haffner, Franz. Solothurner Schauplatz, 1666.

Hämmerli, W. Bilder aus Heimiswils kirchlicher Vergangenheit, in Blätter für bernische Geschichte, Kunst u. Altertumskunde. Bd. X, hg. von Grunau, Bern 1914.

Henne, L. A. von Sargans. Neue Schweizerchronik fürs Volk, 3 Bde. St. Gallen 1820.

Herzog, H. Schweizersagen für Jung und Alt. 1. u. 2. Sammlung, 2. vermehrte Auflage. Aarau, 1887 und 1882.

Herzog, C. Geschichte des Berner Volkes. Bern 1844.

Historischer Kalender für die Schweizer Jugend, hg. von Stierlin. Bern, 1821—29.

Jahn, Albert. Der Kanton Bern. Bern 1850.

— Emmenthaler Altertümer und Sagen. Bern 1865.

Imobersteg, J. Das Emmenthal nach Geschichte, Land u. Leuten. Bern 1876.

Justinger, Conrad. Berner Chronik, hg. von E. Stierlin u. J. R. Wyss; Bern 1819.

Kohlrusch, C. Schweizerisches Sagenbuch. Leipzig 1854.

Kuhn, G. J. Ausflug durch das untere Emmenthal etc., in Alpenrosen 1826.

— Ein Blick über das Emmenthal, in Alpenrosen 1822.

Lauffer, Jacob. Genaue u. umständliche Beschreibung Helvetischer Geschichte, Teil I und II. Zürich 1736.

Leu, Hans Jacob. Schweizerisches Lexikon, Bd. V. Zürich 1751.

Merz, Walther. Die Lenzburg. Aarau 1904.

Mitteilungen des historischen Vereins d. Kantons Schwyz, Heft 3.

Mülinen, Egb. Friedr. von. Die weltlichen und geistlichen Herren im Emmenthal im höheren Mittelalter, im Archiv d. Hist. Vereins d. Kantons Bern. VIII. Band. Bern 1875.

Müller, Johann, von. Der Geschichten Schweiz. Eidgenossenschaft I. u. II. Teil. Leipzig 1825.

Murer. Helvetia sacra. Luzern 1648.

Reithard, J. G. Geschichten und Sagen aus d. Schweiz. Frankfurt a. M. 1853.

Rochholz, L. Schweizersagen aus dem Aargau. Aarau 1856.

Scheuchzer, J. J. Naturgeschichte des Schweizerlandes, 2. Bd. Zürich 1746.

Schiller, Friedrich. Wilhelm Tell. Säkular-Ausg., 7. Band, mit Einleitung und Anmerkungen v. Oskar Walzel. Stuttgart u. Berlin.

Schuler, Melchior. Die Taten und Sitten der alten Eidgenossen. 1. Abt., 3. Aufl. Zürich 1839.

Schweizer, J J. Topographie d. emmenthalischen Alpgemeinde Trub. Bern 1830.
Solothurner Wochenblatt, hg. von Freunden der vaterländischen Geschichte. Solothurn.
Stadler, J. E. Vollständiges Heiligenlexikon, 5. Bde. Augsburg 1858—82.
Stettler, Fr. Versuch einer urkundl. Geschichte der Ritter von Thorberg. Abhandlg. d. hist. Ver. d. Kant. Bern; Jahrg. I, 1848.
Stückelberg, E. A. Die Schweizerischen Heiligen des Mittelalters. Zürich 1903.
Tillier, Anton von. Geschichte des Eidgenössischen Freistaates Bern. 1. Band. Bern 1838.
Tschudi, Aegidius. Chronicon Helveticum. Basel 1734.
Wälti, C. Blumen aus den Alpen; Erzählungen u. Volkssagen. Bern 1841.
Wirz, Ludwig. Helvetische Kirchengeschichte. Zürich 1809.
Wyss, J. R., der jüngere. Die Felswohnungen im Lindenthal bei Krauchthal. Alpenrosen 1812.
— Idyllen, Volkssagen, Legenden u. Erzählungen aus der Schweiz; Bern 1815.
— Sintram und Bertram. Alpenrosen 1817.
Zollinger, Karl. Das Wasserrecht der Langeten, in Abhandl. z. Schw. Recht, hg. v. Gmür; Bern 1906.

### 5. Zur Kritik.

Bohnenblust, Gottfried. Der Wandel der Weltanschauung i. d. deutsch-schweiz. Dichtung, in Neue Jahrb. f. d. Klassische Altert., Geschichte u. d. Literatur. Berlin 1916.
Brecht, Walter. Storm und die Geschichte. Sonderabdruck aus Dt. Vierteljahrschr. f. Lit.-Geschichte.
Faguet, Emile. La Renaissance du Roman Historique, in Revue des Deux Mondes, 158. Bd.; Paris, 1. März 1900.
Grolmann, Adolf von, Über das Wesen des historischen Romans, in Dt. Vierteljahrsschr. f. Lit.-Wissensch. u. Geistesgesch., 7. Jahrg., Heft III. Halle a. S. 1929.
Keller, Gottfried. Sämtliche Werke, Bd. 7 und 8., hg. v. Jonas Fränkel; Erlenbach-Zürich 1928.
Kyser, Hans. Über den historischen Roman, in Die Literatur, Sept. 1930; hg. v. Ernst Heilborn.
Lemcke, Heinrich. Florian Geyer in der Geschichte u. bei G. Hauptmann, in Neue Jahrb. (vgl. Bohnenblust).
Lessing, G. E. Hamburgische Dramaturgie, sämtl. Schriften, Bd. 9 u. 10, hg. Lachmann-Muncker. Stuttgart 1893.
Mayne, Harry. Conrad Ferdinand Meyer und sein Werk. Frauenfeld u. Leipzig 1925.
Strich, Fritz. Deutsche Klassik und Romantik. München, 3. Auflage 1928.

— Franz Grillparzers Ästhetik. Berlin 1905.

Walzel, Oskar. Die deutsche Dichtung seit Goethes Tod. Berlin 1920.

Wenger, Karl. Historische Romane deutscher Romantiker. (Untersuchungen über den Einfluß Walter Scotts.) In Unters. z. neueren Sprach- und Lit.-Geschichte, hg. v. Walzel; Bern 1905.

Wetz, Wilhelm. Über das Verhältnis der Dichtung zur Wirklichkeit und Geschichte; in Ztschr. f. vergl. Lit.-Geschichte, hg. v. Koch, neue Folge, 9. Bd. Weimar 1896.

Unger, Rudolf. Conrad Ferdinand Meyer als Dichter historischer Tragik, in Die Ernte; Abhdlg. z. Lit.-Wissenschaft, hg. v. Strich und Borcherdt; Halle a. S. 1926.

# 1. Der Weg in die Geschichte.

Der junge, zum Tatmenschen geschaffene Albert Bitzius schrieb in seiner Berner Studienzeit an seinen Jugendfreund Studer: „Ich fühle, daß ich nun einmal zu einem Gelehrten durchaus untüchtig bin, teils durch meine Erziehung, teils durch meine Gaben. Zugleich aber besitze ich zu viel Ehrgeiz, um als ein gemeiner Mann zu leben und zuletzt in einem Winkel ungekannt zu sterben. Es bleibt mir daher nichts übrig, als soviel Kenntnisse wie möglich zu erwerben, mich nach Vermögen gesellschaftlich zu bilden, damit ich einst, nicht in der gelehrten Welt, wohl aber in der menschlichen Gesellschaft als ein tüchtiges Glied eingreifen, schaffen und wirken könne“[1]). Von diesem im Jünglingsalter gefaßten Lebensplan sollten ihn unwirsche Ereignisse und feindselige Zeitläufe immer mehr und weiter abdrängen: aus dem in der Öffentlichkeit wirkenden Menschen sollte ein Stubenmensch, aus dem aktiven Politiker ganz gegen Wunsch und Neigung wohl nicht ein Gelehrter, aber ein Schriftsteller und Dichter werden.

Als Vikar entfaltete Bitzius in Herzogenbuchsee eine sehr lebhafte, in Schuldingen besonders unternehmungsfreudige Tätigkeit, bis ihn 1829 plötzlich die Regierung abberief wegen eines Streites in Schulangelegenheiten mit seinem despotischen Vorgesetzten Effinger, dem Oberamtmann von Wangen. Nach Bern an die Heiliggeistkirche versetzt, mußte er Mißerfolge erfahren, da er nach seinem eigenen Urteil und dem anderer „nie ein tüchtiger Prediger war“ und sich für ein Stadtpfarramt nicht geeignet hielt. So wurde er bei der definitiven Wahl übergangen und kam nach Lützelflüh. Mit größtem Eifer beteiligte er sich an der Verbesserung der Schulen und diente auf diese Weise einer der wichtigsten Bestrebungen der Regenerationszeit. Er ließ sich in die kantonale Landschulkommission wählen und übernahm in den Normalkursen für Volksschullehrer in Burgdorf von 1834—36 den Unterricht in Schweizergeschichte. Diese Tätigkeit wurde von Fellenberg, dem Pädagogen von europäischem Ruf, und von dessen Anhängern mit un-

[1]) Manuel, Jeremias Gotthelf S. 24.

verhohlenem Spott kritisiert, der Lehrer Bitzius mit vielen seiner Kollegen bekämpft.

Seit dem Jahre 1840 meldete sich im öffentlichen Leben des Kantons Bern mit immer zunehmender Heftigkeit eine radikale Strömung, die sich 1842 auf dem Churer Schützenfest erstmals auch in eidgenössischem Rahmen fühlbar machte. In der „Neuen Berner Zeitung" schufen sich die Radikalen eine Waffe gegen das in der Regenerationszeit entstandene Neuherrentum; auch die Regierung nahm radikale Tendenzen an, und als Bitzius diese im „Volksfreund", der durch Karl Schnells Tod 1844 verwaist war, grimmig und maßlos bekämpfte, drohten ihm die Behörden mit Absetzung wegen Amtsvernachlässigung. 1845 wurde er aus der kantonalen Schulkommission entlassen. Die Freischaren zogen zweimal durchs Land; 1846 wurden die gemäßigt liberale Verfassung und Regierung ersetzt durch radikale Mächte, der Sonderbund bildete sich und gab Ursache zum Bürgerkrieg, welcher auch in eidgenössischen Dingen zum Sieg der vorwärtsdrängenden Kräfte führte.

So sah der konservative, religiös positive und föderalistisch gesinnte Albert Bitzius die feindlichen Mächte auf allen Linien siegreich, die Freunde sich vom Kampfplatz zurückziehen; und sich selber fühlte er Schritt für Schritt aus dem aktiven Leben in der Öffentlichkeit verdrängt und verbannt werden.

Dieser Verlauf der Ereignisse war tragisch für den Mann, der in bedeutenden Taten seinen Lebenszweck zu erfüllen plante. Als es ihm mehr und mehr zum Bewußtsein kam, daß er abgedrängt und isoliert würde, machte er seinem Gefühl bald in erschrockenen, bald in trotzigen Ausdrücken Luft: 1831 schreibt Bitzius an den befreundeten Landmann und stillen Philosophen Burkhalter[2]): „Die leidige Politik nahm mich allzu sehr in Anspruch, als daß ich mich etwas Anderem ernster hätte hingeben können. Nun bin ich aber von den Politikern oder von der Politik selbst verlassen worden und sehe auf einmal verblüfft mich fast vereinzelt stehen mit offenem Maul." Im selben Brief schon schreibt er von der Absicht, „den Kopf mit etwas Anderem zu beschäftigen". „Ich schwanke zwischen dem Erlernen einer Sprache, der kritischen Erklärung der Bibel, dem Studium der neuen Philosophie oder gar dem Schreiben eines Büchleins." Er entschied sich für dieses. Trotzdem ihm gleich der erste Wurf gelang, bekannte er sich nur unter Protest zu seinem neuen Beruf: „Es ist merkwürdig, daß die Welt und nicht Ehrgeiz oder Fleiß mich zum Schriftsteller gemacht, sie drückte so lange

[2]) Joss: Briefe an Burkhalter S. 36.

auf mich, bis sie Bücher mir aus dem Kopfe drückte, um sie ihr an die Köpfe zu werfen“[3]). So will er schreibend auf die Welt einwirken, da er nicht handelnd an ihrer Gestaltung arbeiten kann. Mehr und mehr fügt er sich mit einer gewissen Resignation in sein Schriftsteller-Schicksal: „Der liebe Gott versucht halt eine Radikalkur an mir“, ... „weit lieber würde ich schwatzen als schreiben, lieber selbst schaffen als rathen“[4]).

Wirkten Handlungen und Gestalten auf der politischen Bühne so entmutigend oder so empörend auf den Dichter, daß er müde wurde, sich mit ihnen in seinen großen Zeitromanen auseinanderzusetzen, so fand er Erholung in der Beschäftigung mit der Zeit seiner Väter; in der Geschichte fand er Zustände und Persönlichkeiten, an denen er sich wieder aufrichten konnte. In einem Begleitbrief zu einem Bändchen „Bilder und Sagen aus der Schweiz“ schreibt er an Burkhalter im Jahre 1842, zu einer Zeit also, wo die Radikalen ihrer Kraft bewußt zu werden begannen und sie denn auch sehr fühlbar zeigten: „Hier erhalten Sie etwas von neuem Boden aus der alten Zeit ... es ist heiter und doch nicht angreiflich; aber eben es ist aus der alten Zeit. Kömmt man dagegen in die neue, so ist es unmöglich, nicht bitter zu werden; denn all unsere politische Veränderung läuft auf nichts Anderes hinaus, als daß halt andere Finger im Teig sind und dazu mit einer unverschämten Frechheit, welche unter den Alten nicht war“[5]).

Besonders schmerzten den Geistlichen Bitzius die vom radikalen Geist eingegebenen Veränderungen im kulturellen Leben. Als die Lehrer im Kanton Bern von geistlichen Funktionen wie Kinderlehre und Leichenreden befreit wurden, fand er, daß das Erziehungsdepartement „die Lehrer jetzt ganz dem religiösen Boden entreißen“[6]) wolle; und als 1845 die Annahme der neuen Verfassung in der Waadt und die folgenden Maßnahmen der Regierung Pfarrer und Akademie derart empörten, daß es zwei Jahre darauf zur Gründung der Freien Kirche kam, schrieb er an den Theologieprofessor Hagenbach in Basel, seinen Freund: „Im Waadt geht's bös. Die Regierung treibt es auf das Äußerste und liefert uns klaren Beweis wie die Cultur in Barbarei sich verkehrt. In 50 Jahren und vielleicht früher noch ist die Waadt katholisch“ usw.[7]). Diese Ereignisse treffen zeitlich zusammen mit den Frei-

[3]) An Burkhalter 1838, Joss S. 80.
[4]) Ebenda S. 111, 16. April 1841.
[5]) An Burkhalter, Joss S. 145.
[6]) Ebenda S. 127.
[7]) 21. Dez. 1845, Vetter S. 51.

scharenzügen, und es ist natürlich, daß in solchen Momenten schmerzlicher Erregung über die Ereignisse in der Gegenwart die Zeugnisse für Gotthelfs Flucht in die Geschichte am zahlreichsten sind. So schreibt er 1846 in einem Begleitbrief zu „Sintram und Bertram" an Hagenbach: „Das Ding (Büchlein) ... enthält den Versuch, uns den Zustand unseres Landes in den Zeiten der wilden Brunhilde und Fredegunde zu vergegenwärtigen ... Solche Arbeiten sind eine Art Zufluchtsort in dieser Zeit, eine Art von harmlosem Asyl, (!) in welchem die Dornen waren aber jetzt abgedorrt sind und nicht mehr stechen"[8]). Drei Jahre später, ein Jahr nach dem für den Liberalismus in Europa und in der Schweiz gleichermaßen bedeutungsvollen Jahre 1848, enthält ein Brief an Hagenbach die folgende aufschlußreiche Stelle: „Bin so frei, Dir eine Kleinigkeit zuzusenden, eine Art politischen Seufzer begleitet von zornigem Lachen". Diese Stimmung überkommt den gebannten Streiter immer wieder, noch in seinem letzten Lebensjahr läßt er sich so vernehmen: „Ein miserableres Pack versammelt sich doch kaum irgendwo auf Erden unter dem Namen von Räten als unsere saubern Eidgenossen in Bern ... Das sind Gegensätze, die alten Schweizer und dieses windige Fotzelzeug!"[9])

Diese Gefühlslage ist die fruchtbare für Gotthelfs historische Novellistik; aus ihr erwuchsen seine geschichtlichen Erzählungen: „Der letzte Thorberger" 1840—41; „Die drei Brüder" in den frühen vierziger Jahren, „Elsi die seltsame Magd" und „Der Druide" 1843, „Kurt von Koppigen" 1844, 1849 neu geschrieben, „Der Knabe des Tell" 1845, „Sintram und Bertram" in der endgültigen Fassung 1845—46, „Eine alte Geschichte zu neuer Erbauung" 1849 erschienen und „Ein Bild aus dem Übergang" 1853.

Haben wir also Gotthelfs Schriftstellerei erkannt als eine Folge seiner Verbannung vom Schauplatz des öffentlichen Lebens in die Einsamkeit seines ländlichen Pfarrhauses, so zeigt sich seine historische Novellistik als Folge seiner Flucht aus den widrigen politischen Ereignissen der Gegenwart in die Vergangenheit des Vaterlandes, in die Geschichte.

---

[8]) 29. Juni 1846, Vetter S. 53.

[9]) An Fröhlich, hg. von Hunziker S. 116, 24. Jenner 1854.

## 2. Die Tendenz.

Obgleich also Gotthelfs große Romane das Werk eines vom politischen Schauplatz Verbannten, seine historischen Novellen gar dasjenige eines Gegenwart-Flüchtigen sind, so haftet doch keinen von beiden im geringsten etwas an von jener Resignation, jener Melancholie gegenüber dem Weltgeschehen, welche für Conrad Ferdinand Meyers Schaffen bezeichnend sind, was etwa in folgendem Geständnis dieses Dichters zum Ausdruck kommt: „Am liebsten vertiefe ich mich in vergangene Zeiten, deren Irrtümer (und damit den dem Menschen inhärierenden allgemeinen Irrtum) ich leise ironisiere“[1]). Hat Gotthelf nicht Gelegenheit und Macht, mit eigenen Taten zum Aufbau einer Welt nach seinem Sinn beizutragen, so will er mit Wort und Schrift aus vollen Kräften auf sie einwirken, und ist er müde, sich unmittelbar mit der Gegenwart auseinanderzusetzen, oder hindern ihn seine Freunde daran, indem sie ihn z. B. beschwören, von der Publikation seines Herrn Esau abzusehen[2]), so sucht er seine Kampfmittel in der Geschichte: wie im „Bauernspiegel“ hält er einen Spiegel vor, einen „alten Spiegel für die neue Zeit“[3]). Also Kampf, Tendenz in den historischen Novellen wie in den großen Romanen. Es ist bezeichnend, daß der Dichter sich auf den „Knaben des Tell“ warf, als er sich schließlich genötigt sah, den „Esau“ aufzugeben, nachdem er den Auftrag zu jenem lange unausgeführt gelassen hatte. Gotthelf ging zur Geschichte, wie Lessing zu seiner „alten Kanzel“, zum Theater. Gotthelf will eben „allem aufbieten“, wie der Berner sagt: wie ein alttestamentlicher Prophet will er sein gefährdetes Vaterland, sein bedrohtes Volk retten, und dazu müssen auch seine historischen Novellen dienen: „Es ist ein Versuch, die Kinder vom Nieritzischen Brei[4]) zu erlösen und an kräftigere Kost zu setzen, ein Versuch, den Notzüchtigungen der Schweizergeschichte zum Fluch

---

[1]) Zitiert bei Unger: C. F. Meyer als Dichter hist. Tragik S. 229.

[2]) Vgl. Hunziker im Anhang zu „Der Herr Esau II“ S. 268 ff.

[3]) An Burkhalter, Joss S. 115.

[4]) Gustav Nieritz, * 1795 in Dresden, Lehrer und Schuldirektor. Seit 1833 schrieb er in der Weise Christoph von Schmids zahlreiche Erzählungen für die Jugend. (Vgl. Pierers Univ. Lex. S. 945.)

unserer Jugend eine Art Spiegel vorzuhalten“[5]), schreibt er zu seinem „Knaben des Tell“. Am Vorabend des Sonderbundskrieges vollendete und publizierte Gotthelf die Novelle „Sintram und Bertram“, in welcher das Motiv der brüderlichen Treue und Eintracht in allen Lagen des Lebens dargestellt wird. Eifersucht, verursacht durch die Priesterin einer heidnischen Gottheit, vermag vorübergehend Zwietracht in den Herzen der Brüder zu wecken und sie in ihrer Tatkraft zu lähmen. Höchste Gefahr ist die Folge davon; aber schließlich versöhnen sich die Brüder, und der Dichter beendigt seine Erzählung mit dem Wunsch: „Es möge Gott es wenden, daß das begrabene Heidentum nicht neu wiedergeboren werde und ströme in die Welt durch tausend und abertausend Tore, durch die Herzen der Menschen, daß der alte Drache erschlagen bleibe, der giftige Wurm, der zwischen Brüdern sich legt und zur Wüste das Land legt, nicht wieder lebendig werde, daß aus den Gräbern nichts wachse als Treue und Glaube und Liebe, Blumen, die um das Kreuz sich ranken“[6])! Wer erkennte darin nicht eine feierliche Ermahnung an das Schweizer Volk, welches im Begriffe war, sich in zwei Lager zu trennen[7])? So ist der Gotthelf der historischen Novellen nicht ein beschaulicher Fenstermensch im Gegensatz zum tatkräftigen Türenmenschen, nicht vergleichbar dem kranken und resignierten Heinrich Federer, der jenen Gegensatz geprägt hat; von seinem Fenster im Pfarrhaus zu Lützelflüh ermahnt, belehrt er, ruft er weit ins Land hinaus, entsprechend dem Pestalozzi-Wort „Dichter sind Volkslehrer“.

Die historische Novelle war Gotthelf eine willkommene Abwechslung sowohl für sich wie für seine Leser. Er liebte es ja, seine Leser als Schüler oder als andächtige Kirchgemeinde aufzufassen und zu behandeln, und da durfte er, wie jeder gute Lehrer, nie müde werden, immer neue Mittel zu erfinden, um an sein Publikum heranzukommen, sein Interesse gefangen zu nehmen, es gewissermaßen zu überraschen. Es gilt zu Zeiten für Gotthelf, wie für den deutschen Roman, was Faguet vom französischen sagt: „Le roman vrai, le roman des moeurs contemporaines, le roman réaliste, semble bien décidément être épuisé. Le roman historique, comme ç'a toujours été son office, est destiné à faire l'intérim“[8]). Dem historischen Roman eignet jenes reizvolle, den Leser betörende, wichtige und wohltuende Element, welches Faguet so

---

[5]) An Hagenbach, 21. Dez. 1845, hg. Vetter S. 51.

[6]) Werke Bd. XVIII S. 408.

[7]) Vgl. dazu Muret: Jérémie Gotthelf S. 239.

[8]) E. Faquet: La Renaissance du Roman Historique S. 157.

darstellt[9]): „Le lecteur, en présence de la tragédie, de l'épopée ou du roman historique se cherche encore, confusément, et il se trouve sous la forme et en la personne pour ainsi dire, du genre humain. Il se généralise, sans cesser de songer à lui, et il se prolonge à travers les siècles, sans cesser de s'intéresser à lui-même, généralisé seulement, prolongé et agrandi."

Als Antrieb zu seinen historischen Schöpfungen ist Gotthelfs Lust am Fabulieren nicht zu unterschätzen, eine Lust, die sich immer steigerte, je mehr sein schriftstellerischer Erfolg und sein Ruhm wuchsen.

In den politischen und kriegerischen Ereignissen der vaterländischen Geschichte beschrieb Albert Bitzius die Taten seiner unmittelbaren Vorfahren, welche in der alten Republik Bern in früheren Jahrhunderten wichtige Ämter bekleideten. Mehrere Bitzius waren Mitglieder des großen und kleinen Rats der Stadt Bern, einer Zeugherr, andere Landvögte einer von ihnen herrschte vom alten Schloß Brandis aus, welches Lützelflüh benachbart war und in vielen historischen und Sagenerzählungen Gotthelfs geschildert und genannt wird[10]). Im Dichter meldete sich das Blut der Ahnen, wenn er z. B. im „Letzten Thorberger" den Freiheitssinn der Berner schildert, oder wenn er mit großer Begeisterung die vielen Schlachten bis in die kleinsten und psychologisch ungemein überzeugenden Einzelheiten darstellt. So kann uns nicht verwundern am Blutserben von Kriegern und Staatsmännern, was Ricarda Huch am Geistlichen Bitzius auffällt: „Wenn man sich die Mühe nähme zu zählen, würde man finden, daß kein Vergleich bei Gotthelf so häufig vorkommt, wie Vergleiche aus dem Kriegsleben"[11]). Auf dem Papier mußte der Schriftsteller den ererbten kriegerischen und politischen Tatendrang sich ausleben lassen, den sein geistliches Amt und seine isolierte Parteistellung hemmten. Im freien Wald fand er unmittelbaren Ersatz: Jagen war seine Lieblingspassion. Wie stark dieser Kriegsgeist der Ahnen in den späten Enkeln lebte und wirkte, zeigt sich deutlicher noch am jüngeren Bruder des Dichters, an Friedrich Karl Bitzius, welcher sich im bürgerlichen Leben nicht zurechtfand und als Schweizergardist in neapolitanischen Diensten im Felde den Tod fand. Unbändig ist dieser Geist der „alten Schweizer", der in den Mailänderzügen seinen Höhepunkt erreichte. In der schweizerischen Literatur und Kunst später Jahrhunderte meldet er sich immer wieder, bei Keller (Züricher Novel-

---

[9]) Ebenda S. 150.

[10]) Vgl. dazu Manuel, Jeremias Gotthelf S. 9.

[11]) Ric. Huch: Gotthelfs Weltanschauung S. 28 f. Vgl. dazu Hunziker: Jeremias Gotthelf S. 81 f.

len), C. F. Meyer (Jenatsch, Pescara), bei Ferdinand Hodler neben Gotthelf am ausgeprägtesten und bis in die jüngste Zeit, wo er in Karl Geisers Lied:

„'s wolt aber a luschtige Summer gä, die Buebe salbe d' Schue.
Mit Trummle und mit Pfyfe wei si ga Mailand zue" usw.

noch einmal einen sehr volkstümlichen Ausdruck fand.

Als Gotthelf seine historischen Novellen schuf, war die historische Dichtung Mode. Einmal wirkte noch das romantische Bedürfnis, sich sehnsuchtsvoll in ferne vergangene Zeiten zurückzuversetzen, dazu aber wollten die Dichter den Völkern, welche seit den Freiheitskriegen gegen Napoleon neue Wichtigkeit erlangt hatten und damit beschäftigt waren, neue Staatsformen zu suchen, in den Helden vergangener Zeiten, in der Größe des Vaterlandes in früheren Jahrhunderten würdige Vorbilder geben. Zu Beginn des Jahrhunderts (Hauff, Fouqué, Kleist) und gegen die Mitte noch einmal (Hebbel, Büchner, Grabbe, Keller) sollte die Auseinandersetzung mit der Geschichte helfen, die politische Problematik der Zeit zu lösen. So verlangt August Wilhelm Schlegel nicht einfach Versenken in die Vergangenheit, sondern zielvolle, zweckvolle Wahl des historischen Stoffes für die romantische Dichtung: „Die würdigste Gattung des romantischen Schauspiels ist die historische. Aber unser historisches Schauspiel sei denn auch wirklich allgemein national, es hänge sich nicht an Lebensbegebenheiten von einzelnen Rittern und kleinen Fürsten, die auf das Ganze keinen Einfluß hatten; es sei zugleich wahrhaft historisch und versetze uns ganz in die große Vorzeit"[12]). So fordert 1842 Julius Mosen[13]) wiederum die historische Tragödie für Deutschland, das ein Volk werden will und das auf eine nationale staatliche Zukunft hofft. Nun war die Schweiz ebenfalls in einem Prozeß des festen und endgültigen Zusammenschlusses begriffen, obgleich bei ihr die völkischen Verhältnisse anders liegen als bei Deutschland, Polen, Italien. Gotthelf war diesen zentralistischen und antilegitimen Strömungen feindlich gesinnt, ganz im Gegensatz zu Keller, und wenn er unter dem Einfluß der zeitgenössischen Dichtung historische Novellen schrieb, so wollte er im Sinne Schlegels auch wahrhaft historisch und wahrhaft national sein; aber das Historische und das Nationale als staatliche Form sah er im alten Stand Bern, dessen rasche und ruhmvolle Entwicklung zur Größe im 14. Jahrhundert er

---

[12]) In den Wiener Vorlesungen, zit. bei Strich: Grillparzers Ästhetik S. 152.

[13]) Sämmtliche Werke Bd. I, Vorwort „Über die Tragödie".

im „Letzten Thorberger“ so überzeugend schildert. Diesen alten historischen Staat stellt er einem von den Liberalen und Radikalen erstrebten schweizerischen Staat hartnäckig entgegen. Wenn er im „Knaben des Tell“ den Schweizerischen Nationalhelden feiert, so ist es nicht um den zentralistischen Bestrebungen der modernen Schweizer ein Symbol zu geben; die Einheit, die er dort und anderwärts preist und fordert, ist eine bloß geistig-sittliche; eine politisch-rechtlich straffere Einheit erschien ihm ganz überflüssig, ja gefährlich für wahrhaft schweizerische Eigenart.

## 3. Die Quellen.

Gotthelfs Dichtungen, welche unter die Kategorie Historische Erzählungen fallen, bilden einen sehr stattlichen Teil seines Gesamtwerks schon wegen des Umfanges, den sie darin einnehmen. Es sind ihrer neun; drei davon „Der letzte Thorberger", „Kurt von Koppigen" und „Sintram und Bertram" zählen nahezu anderthalbhundert Seiten. Stofflich umfassen sie hauptsächlich die Frühzeit und das Mittelalter der Schweizergeschichte, einzig drei handeln in der Neuzeit.

Mit der vorrömischen und römischen Epoche beschäftigen sich „Der Druide" und „Die drei Brüder", jener besonders mit dem zweiten Auszug der Helvetier unter Diviko und der Niederlage bei Bibracte 58 vor Christus, diese mit den Ereignissen unter den Kaisern Galba und Vitellius. In fränkischer Zeit spielt „Sintram und Bertram oder die Gründung von Burgdorf". Von da ist eine Lücke bis zum 13. Jahrhundert, dessen kulturhistorische Zustände im „Kurt von Koppigen" geschildert werden, besonders während des Interregnums. „Der Knabe des Jell" enthält die Freiheitskämpfe der Urkantone bis zur Schlacht am Morgarten 1315. „Der letzte Thorberger" umfaßt das kriegserfüllte Ende des 14. Jahrhunderts, vom Einfall der Gugler 1375 über die Kriege von Sempach und Näfels bis zur Belagerung von Rapperswyl 1388. Die Reformations- und Gegenreformationszeit ist merkwürdigerweise von dem Geistlichen Bitzius nicht behandelt worden. Erst zum Ende des 18. Jahrhunderts sind wiederum drei Erzählungen vorhanden: „Elsi, die seltsame Magd", „Ein Bild aus dem Übergang 1798" und „Eine alte Geschichte zu neuer Erbauung", welche alle ein Ereignis aus der Zeit des Unterganges der alten Republik Bern schildern.

Einzelne andere Erzählungen Gotthelfs, z. B. „Die schwarze Spinne", „Der Ritter von Brandis" usw. handeln wohl auch in der Vergangenheit[1]), ihr Gegenstand jedoch ist eine Sage. Der Einfluß und die Funktion historischer Ereignisse ist gering, ja meist ohne

[1]) Vgl. dazu die Zusammenstellung bei Muret: Jérémie Gotthelf S. 230.

Bedeutung; sie können nicht zu den historischen Novellen gezählt werden. Der Beitrag „Niklaus von Flüe“ zum „Evangelischen Kalender 1851“[2]) endlich ist ein Lebensbild des Vermittlers von Stans auf bloß sechs Seiten beschrieben mit einer mehr theologischen als geschichtlichen und dichterischen Würdigung seines Einflusses auf die Zeit. Daher findet diese Skizze wie die Sagen hier keine Berücksichtigung.

Nicht nur nach Umfang und Vielseitigkeit sind die Historischen Erzählungen im Werk Gotthelfs sehr bedeutungsvoll, sondern auch nach ihrem künstlerischen Wert. Einzelne von ihnen haben viel zum Ruhme des Dichters beigetragen. Gottfried Keller findet „«Elsi, die seltsame Magd» durchaus wert, an innerem Gehalt «Hermann und Dorothea» an die Seite gesetzt zu werden“[3]), und Theodor Storm nennt den „Kurt von Koppigen“ ein Kabinettstück[4]).

Die Vielseitigkeit von Gotthelfs historischer Novellistik und der Reichtum seiner Erzählungen an geschichtlichen Tatsachen läßt uns zum vornherein annehmen, daß Gotthelf eine Anzahl von Geschichtswerken seiner Zeit genau gekannt und zu seiner Arbeit herangezogen hat.

Von Gottfried Keller wissen wir, daß er zu seinen historischen Bildern Melchior Schulers Darstellung „Die Taten und Sitten der Eidgenossen“ verwendete[5]), oder vom hervorragendsten Schweizer Dichter des historischen Fachs, von Conrad Ferdinand Meyer, daß er zum „Hutten“[6]) das Werk von David Friedrich Strauß und Rankes „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation“ las, zum „Amulett“[6]) Merinées „Chronique du règne de Charles IX“, zum „Heiligen“[6]) die „Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands“ von Augustin Thierry usw., kurz, zu jeder historischen Dichtung bestimmte Geschichtswerke. Ebenso ist von Gotthelf bekannt, daß er für seine historischen Novellen den Stoff meist in Johannes von Müllers „Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft“ holte.

Jedoch ist nicht abgeklärt, wie stark Gotthelfs Abhängigkeit vom Geschichtswerk Johannes von Müllers ist, ob er alle seine

---

[2]) S. 157 ff.

[3]) G. Keller: „Jeremias Gotthelf 1855“ in „Nachgelassene Schriften“ S. 162.

[4]) Zitiert bei Mayne: „Jeremias Gotthelf“ in „Deutsche Dichter“.

[5]) III. Auflage, Zürich 1839; vgl. Fränkel: Gottfried Kellers sämtl. Werke Bd. 8 S. 471.

[6]) Vgl. Mayne: C. F. Meyer und sein Werk, S. 123, 143 f., 174.

historischen Motive bei diesem fand, und ob ihm seine Angaben genügten. In dieser Arbeit soll versucht werden, genaue Feststellungen darüber zu machen. Ebenso soll untersucht werden, aus welchen andern historischen Quellen Gotthelf schöpfte, und in welchem Abhängigkeitsverhältnis seine historischen Erzählungen zu diesen stehen.

Pfarrer Bitzius beschäftigte sich mit historischen Studien, als er beauftragt war, in den Lehrerbildungskursen der Jahre 1834 bis 1836 zu Burgdorf den Unterricht in Schweizergeschichte zu erteilen. Ein Bündel handgeschriebener Blätter im Gotthelf-Archiv der Stadtbibliothek Bern gibt Aufschluß darüber. Die Blätter sind durch ein Kreuzband zusammengehalten, welches von der Hand des Nachlaßordners, Gotthelfs Schwiegersohn Pfarrer von Rütte, die Aufschrift trägt: „wahrscheinlich Material zu den Vorträgen an dem Normalkurs in Burgdorf 1830er Jahre". Ohne Zweifel handelt es sich um die Präparationen zu Gotthelfs Lehrvorträgen. Die Seiten sind beschrieben mit Auszügen, meist nur Namen und Daten, zum Teil nach Jahrhunderten geordnet mit Überschriften wie „1400—1500", oder nach Sachen: „Reformation", „Bildung der eigentlichen Aristokratie", „Revolution. Umwältzung der Verhältnisse der Menschen". — Eine andere Gruppe mit der Überschrift „Vor Christo" beginnt mit „111 vor Christus Divico" und reicht bis zum Jahr „1113 Span d. Waldst(ätte) mit Abt von E(insiedeln). Brief von Heinr. II. 1018". Die Notizen sind flüchtig hingeworfen, vieles ist bloß in Abkürzungen angedeutet, die Worte sind manchmal schwer zu lesen und zu ergänzen. — Einige wenige Stoffgebiete finden sich in Lektionen gegliedert, z. B. in folgender Weise:

„6. Stunde

Karl der Große geb. 800. Erbfolgs-Trennung d. Reichs. Rore 579. 888 Rudolf v. Stratlingen. 912 starb letzt. Caroling. 911 Konrad I Salomo 920 St. Gallen. Kammerboten getötet. Monarchien erhalten sich nicht wie Republiken. Karl groß innerhalb den Schranken d. Verfassung. Sein Vergehen straft sich an seiner Familie; sie reibt sich selbsten auf."

oder

„9. Stunde

1000 Ende der Welt. Rudolf übergibt H. II. das burg. Reich. Kriege. 1024 Gottesfriede 1033 datum Muri Habsburg erbaut. 1018 Wernherr Urias Brief. 1039 Heinrich d. Schwarze meistert Fürsten und Papst.

1075 Hz. IV. Berchthold. Rudolf v. Schwaben. Papst Gregor 1074. 1077 demuth ds. Kaisers. 1077 erhält Zähring. d. Schweiz. H. Rapperswil. 91. 1095 Clermont, Kreuzzüge 99 Jerusalem erobert." — usw.

Ein großer Zeitraum ist in den Präparationen zweimal bearbeitet, derjenige vom 11. bis zum 15. Jahrhundert. Es ist derselbe, in welchem die Erzählungen „Kurt von Koppigen", „Der Knabe des Tell" und „Der letzte Thorberger" spielen, welche besonders reich an geschichtlichen Vorgängen und Einzelheiten sind.

Als der Dichter in den frühen vierziger Jahren an die historischen Novellen ging, hatte er ohne Zweifel Kenntnisse in der Geschichte seines Landes, die weit über das Wissen eines Laien hinausreichten.

Trotzdem empfand er vor jeder neuen Aufgabe das Bedürfnis, sich über den betreffenden Zeitabschnitt und über geschichtliche Einzelheiten genau zu orientieren. Lange beschäftigte ihn die Gestalt Adrians von Bubenberg, er bezeichnete sie als „den herrlichsten Stoff zu einem historischen Roman, einen Stoff, wie ihn Walter Scott nicht hatte. Seine Jugend am Burgunderhof, seine Schulden, seine Frutiger Liebschaft, seine Jerusalemfahrt, sein Stand zu Bern, Murten, seine Flucht vom französischen Hof, der päpstliche Angriff auf seinen Leib — das ist eine Anhäufung der herrlichsten Momente, wie sie sich kaum auf einer Person vereinigen ließen; aber mir fehlt dazu der nötige Boden, die Detailkenntnisse der Schauplätze; wenn ich die hätte, ich wollte daraus einen Roman machen, wie kein Schweizer noch einen gemacht hat"[7]). So äußert sich der angehende Dichter historischer Erzählungen zu dem bernischen Regierungsrat Rudolf Fetscherin, einem seiner Jugendfreunde.

Daraus und aus den Bitten an Carl Bitzius um „historische Aufschlüsse" ehe er an den Thorberger ging, (es wird im folgenden davon die Rede sein) geht deutlich hervor, daß Gotthelf die Aufgabe, eine historische Erzählung zu verfassen, vom stofflichen Standpunkt aus sehr ernst nahm.

## a) Der letzte Thorberger.

Der Basler Buchhändler J. C. Schabelitz, Herausgeber des Unterhaltungsblattes „Der Wanderer in der Schweiz und seine Mitteilungen aus dem Auslande" hatte in seine Monatsschrift eine Ansicht vom Schlosse Thorberg aufgenommen und suchte nun zu diesem Bilde

---

[7]) Zitiert bei Hunziker: Jeremias Gotthelf S. 123 f.

eine passende Novelle. Er wandte sich an den damals schon wohlbekannten Schriftsteller Jeremias Gotthelf, der, in dem nicht fern gelegenen Lützelflüh wohnend, wohl geneigt war, über Thorberg zu schreiben.

Gotthelf berichtet über diesen Auftrag in einem Brief[8]) an Carl Bitzius, seinen entfernten Verwandten und einstigen Studienkameraden in Bern und Göttingen. Doktor iuris Carl Bitzius, damals Oberrichter und Großrat in Bern, hatte an allen dem „Letzten Thorberger" voraufgegangenen schriftstellerischen Arbeiten des befreundeten Pfarrers lebhaften Anteil genommen und dazu manchen guten Rat beigesteuert. So wurde er auch diesmal wieder ins Vertrauen gezogen. Gotthelf schreibt ihm: „Die Sache an sich ist lustig, mir auch nicht unerwünscht. Ich hätte mich schon lange gerne auf diesem Felde versucht, hatte aber keine Niederlage zu solchen Versuchen, und gleich mit eigenen Büchern aufzutreten, kam mir doch zu anmaßlich vor." — Er hatte schon einen Plan gefaßt, den er dem Freunde folgendermaßen unterbreitete: „Den schönsten Stoff fand ich im letzten Thorberger, der 1389 das Schloß als Karthause Bern übergab und wahrscheinlich kinderlos starb. Es fällt die Zeit in den Guglerzug, Sempacher-Näfelserschlacht. Zwei Kinder, Sohn und Tochter sterben an unerwiderter niederer Liebe infolge einer Verwünschung eines Fräuleins von Krauchthal, während ein Krauchthal zum Kastvogt wird des Klosters. Der Sohn liebt in Bern ein Bürgerskind und fällt in der Schlacht bei Näfels, die Tochter den Müllerssohn im Lauterbach; der älteste Sohn fiel schon früher bei der Einnahme von Frienisberg. Der Stolz des kinderlosen Vaters wird gebrochen, er übergab Bern seine Besitzungen; mit der Übergabe schlösse die Geschichte. Der Stoff ist tragisch und überreich. Ich fürchte, er überwältige mich, besonders da ich wenig Zeit zur Arbeit habe"[9]).

Die Handlung sollte also in den letzten fünfundzwanzig Jahren des 14. Jahrhunderts spielen, welche in der Schweizergeschichte erfüllt waren von überaus dramatischen Ereignissen, und von größter Wichtigkeit sind für die Entwicklung des eidgenössischen Staatswesens. Ohne genaue Kenntnis der Vorgänge, ohne sichere geschichtliche Vorlagen und Unterlagen, konnte in diesem Zeitraum unmöglich eine Handlung gestaltet werden, welche sich in die großen historischen Ereignisse fügen sollte.

[8]) Vom 4. Juni 1840. Werke Bd. XVI S. 475.
[9]) Bd. XVI d. Werke, Anhang S. 475.

Zudem fühlte sich Gotthelf als Anfänger; „Der letzte Thorberger“ ist die erste seiner historischen Erzählungen und deshalb, und weil sie in einer so ereignisvollen Zeit handelt, für eine Quellenuntersuchung besonders aufschlußreich. Gotthelf durfte sich nicht auf vage Erinnerungen etwa an seine Geschichtslektionen in Burgdorf, die ja nicht so weit zurücklagen, verlassen, sondern er mußte und wollte ganz bestimmtes historisches Material gegenwärtig haben.

Er schrieb deshalb an Carl Bitzius (immer im selben Brief) „Was sagst du zu der Anlage im allgemeinen? Nun möchte ich dich aber insbesondere angehen um einige historische Aufschlüsse. Wie alt ist Thorberg? Wo hatten sie noch Besitzungen? Wo wohnte er im Entlebuch als Reichsvogt? Ist der Peter, der das Schloß übergab, der gleiche, welcher den Thorberger Friede schloß? Müller[10]) nimmt es an. Existierte nicht auch eine Burg Krauchthal und wo? Wie brachen die Berner gewöhnlich die Burgen, mit Ersteigen oder Sturmböcken usw.? Könntest Du mir den Band von Tillier[11]) senden, der den letzten Zeitraum enthält, um die Ursache der Fehde zu sehen, in welcher Thorberg und Koppigen gebrochen wurde? Könntest Du mir mündlich über alles Auskunft geben, so ließe sich das herrlich machen hier am Schatten“[12]).

Leider fehlt die Antwort von Carl Bitzius; die Vermutung liegt nahe, daß es zu einer behaglichen Ratschlagung „am Schatten“ kam. — Aus der erwähnten Korrespondenz erfahren wir jedoch von Gotthelf selber, daß er sich schon vor seiner Anfrage an den Freund im Geschichtswerk des Johannes von Müller nach historischen Aufschlüssen umgesehen hatte. Dieses Werk muß also zum vornherein als Quelle angenommen werden. Anton Tilliers Geschichte bat er sich aus; daß er sie verwendete, wird sich mehrmals nachweisen lassen.

Der Dichter arbeitete rasch: Ende Juli war „Der letzte Thorberger“ im Besitz des drängenden Verlegers.

In der Schilderung der politischen Lage zu Beginn der Geschichte und bei der Einführung der historischen Persönlichkeiten folgt Gotthelf zunächst Johannes von Müller, mit dem der spätere Tillier häufig ziemlich genau übereinstimmt. Wenn der Dichter z. B. Peter von Thorberg als des „Thorberger Friedens berühmten

---

[10]) Johannes von Müller: Der Gesch. Schweiz. Eidg. zweiter Teil. Leipzig 1825.

[11]) Anton von Tillier: Gesch. des eidg. Freistaates Bern. Bern 1838.

[12]) Werke Bd. XVI, Anhang S. 476.

Urheber“[13]) vorstellt, so liegt dem folgende Mitteilung bei Johannes von Müller zu Grunde: „Da wurde durch viele Städte und Herren, vornehmlich durch Peter Freyherrn von Thorberg, einen der vornehmsten Pfleger des vorderen Erblandes, Waffenstillstand vermittelt“[14]).

Die Handlung setzt ein mit dem Einfall der Gugler. Müller gibt weitschweifige Erklärungen und Begründungen dazu, wie es Aufgabe des Historikers ist; der Novellist Gotthelf eilt zu seiner Fabel und faßt all jenes in einen einzigen Satz zusammen; wichtig ist ihm, wie sich der Thorberger dazu verhält (der bei ihm „des Herzogs Leopold Marschall und erprobter Rat“ genannt wird), seine Mahnung, man solle von einer Schlacht absehen, die festen Plätze aufsuchen und das Land preisgeben. So rät Peter bei Müller auch, jedoch auf Veranlassung des Herzogs Leopold. Der Name Gugler, die Schilderung der einbrechenden Soldaten, ihr Marsch finden sich bei Müller, Tillier und Gotthelf gleich widergegeben; eine Stelle hat geradezu wörtlichen Anklang: Gotthelf „Drei Tage lang zog das Heer an den Mauern Basels vorbei“[15]), Tillier „sondern rückten bei Basel vorbei, wo man Concy's Scharen drei Tage lang vor den Mauern vorbeiziehen sah“[16]), Müller „Drei Tage lang sah man von den Mauern (von Basel) den Zug seiner Macht“[17]).

Die Tagung der Eidgenossen zu Zürich über den Einfall der Gugler und ihr Verhalten ist genau nach Müller geschildert, ja es findet sich folgende, fast wörtliche Übereinstimmung:

Müller: „Da sprachen die Boten der Männer von Schwyz: «Ihnen dünke nicht gut, ihr Volk aufzuopfern, um dem Herzog, von dem sie nichts Gutes genossen, das Land Aargau zu bewahren wider den Concy, von dem sie niemals beleidigt worden. Sie wollten dem Krieg zuschauen; des Überwinders, wenn er zu weit gehe, getrauen sie sich zu erwehren. Sie

Gotthelf: „Allein die Boten von Schwyz . . . .. sprachen, ihnen dünke nicht gut, ihr Volk aufzuopfern, um dem Herzog, von dem sie nie Gutes genossen, das Land Aargau zu bewahren wider den Concy, von dem sie beleidigt worden; sie wollten dem Kriege zuschauen, des Überwinders, wenn er zu weit gehe, getrauten sie sich zu erwehren. Sie begnügten

---

[13]) Werke Bd. XVI S. 214.
[14]) Bd. II S. 275.
[15]) Werke Bd. XVI S. 215.
[16]) Bd. I S. 253.
[17]) Bd. II S. 414.

wollen mahnen in der Kraft der ewigen Bünde die von Uri, die von Unterwalden und von Lucern, an diesen Sachen keinen Teil zu nehmen“[18]).

sich nicht damit, sondern mahnten kraft der ewigen Bünde die von Uri, Unterwalden und Luzern, an diesen Sachen keinen Anteil zu nehmen“[19]).

Wir sehen Gotthelf, wie er schreibend seiner Vorlage, die er auf dem Tische aufgeschlagen haben mußte, mit den Augen, ja mit dem Finger folgt, um ganze Zeilen wörtlich in seine Erzählung aufzunehmen.

Wiederum weicht er weder von Müller noch von Tillier ab, wenn er fortfährt: „die Städter, vom Thorberger höflich bedauert, zogen heim“[20]). Für die Darstellung der folgenden Episode mußte er hingegen die Angaben von Müller und Tillier kombinieren: Die Gugler rückten bis ins Entlebuch, welches dessen Pfleger, der Herr von Thorberg, unbeschützt ließ. 600 Entlebucher schlugen 3000 Gugler bei Buttisholz[21]). Nur Müller[22]) erwähnt hier Peter als Pfandträger im Entlebuch, die Zahlen hinwiederum finden sich bei Tillier[23]).

Die Berner Bürgerschaft ist mit den Plänen der Herzoge von Österreich und mit den Ratschlägen Peters von Thorberg, das freie Land den Guglern preiszugeben, nicht einverstanden. Gotthelf erhält Gelegenheit, einen tüchtigen Vertreter dieser tapferen Körperschaft in seine Erzählung einzuführen, den er dann zur selbständigen dichterischen Figur ausgestaltet als Träger eines großen Teils der Handlung: Hans Rieder, den Metzger von Bern. Seine Vorlagen geben nur den Namen[24]). Der Dichter aber sagt[25]), Hans Rieder habe selber eine Scheune gehabt vor den Mauern; er schildert ihn in seiner „Metzg“, in der sich die von der nahenden Gefahr aufgeregten Stadtfrauen drängen, unter ihnen die lange, dürre aufbegehrerische Schneidersfrau. Wir erfahren von Hans Rieders Familie, seiner Frau und seinem erstgeborenen, schönen sechzehnjährigen Knaben Peter. Ungemein anschaulich ist die erregte Stadtbevölkerung geschildert

---

[18]) Bd. II 413.

[19]) Werke, Bd. XVI S. 217.

[20]) Werke Bd. XVI S. 217; Müller II S. 415; Tillier I S. 253.

[21]) Ebenda.

[22]) Müller II S. 417.

[23]) Tillier I S. 254.

[24]) Müller II S. 419; Tillier I S. 254.

[25]) Werke XVI S. 217 ff.

auf den Gassen, in den Zunfthäusern, in den Familien. Von Gewändern, von den goldenen Sporen der Berner Junker ist die Rede und von Trinksitten, so daß wir vom damaligen Bern und der seelischen Lage seiner Bevölkerung in diesen gefahrvollen Tagen ein sehr anschauliches Bild gewinnen. Hierbei gestaltet Gotthelf durchaus selbständig; seine beiden Quellen bieten dafür keine Unterlage, auch nicht für die köstliche Episode mit dem Schneidermeister Spring, welcher dem Schultheißen anbietet, er wolle mit dem guten Exempel vorangehen und zur Bewachung der Stadt freiwillig zurückbleiben. Tschudi[26]) oder der Gotthelf wohl bekannte Justinger[27]) kämen als Vorlage für solche Episoden noch in Betracht; bei beiden fehlt diese Einzelheit. Desgleichen ist der Dichter durchaus selbständig, wenn er nun die Besammlung des Heeres unter Namenaufruf der Krieger an der Kreuzgasse schildert (was historisch unrichtig ist, denn die Mannschaft wurde auf den Zünften besammelt), oder die genaue Marschroute nach Fraubrunnen, die freilich durch die ihm wohlbekannten geographischen Verhältnisse gegeben war. Zu gewaltiger Höhe erhebt sich die Darstellungskunst des Dichters, wenn er die Überrumpelung des Klosters Fraubrunnen, das heimliche Übersteigen der Mauern, das Eindringen in die Kreuzgänge, das Kriegsgeschrei und den Kampf in den engen Räumen schildert. Auf dem Gipfel der sich immer rascher steigernden Handlung führt er wie mit Fanfarenstößen begleitet ein Herrn Jevan ap Griffith, den „weltberühmten Waliser Helden“ in goldener Rüstung funkelnd“, und „Jevans Schwert blitzte, und Rieders Streitaxt donnerte auf Jevans Schild.“

„Es erhob sich ein Männerkampf, wie er selten bestanden ward.“ Rieder fiel durch einen verräterischen Dolchstoß, den ihm des Thorbergers Knecht beibrachte, das Kloster ging in Flammen auf, die Gugler flohen. — Bei dieser Schilderung hat der Dichter seine Geschichtsbücher auf dem Arbeitstisch zurückgestoßen und sich ganz seiner reichen Phantasie überlassen, die sich immer ungemein fruchtbar erwies, wo dem geistlichen Herrn Gelegenheit geboten war, strategische Pläne oder wilde Schlachtenbilder zu entwerfen. Die Daten und Namen der handelnden Personen hingegen hat Gotthelf alle aus Tillier bezogen. Der Stephanstag 1375[28]), an dem die Geschichte anhebt, die Herren von Erlach zu Jegenstorf[29]), welche

---

[26]) Tschudi, Ägidius: Chronicon Helveticum.

[27]) Justinger, Conrad: Berner Chronik.

Kundschafterdienste leisten, bei Gotthelf auch als Führer des Auszugs auftreten, und Schultheiß Ulrich von Bubenberg[30]) lassen sich bei dem Bernischen Geschichtsschreiber alle nachweisen. Einzig den Venner Effo von Bolligen, dem nach Gotthelfs Darstellung der Auszug unterstellt wurde, vermißt man im Zusammenhang mit diesen Ereignissen bei den Geschichtsschreibern. Trotzdem ist dieser Name nicht erfunden. Effo tritt bei Müller und Tillier auf in den Kämpfen der Berner gegen die Freiburger nach dem Sempacherkrieg. Er wurde dort gefangen genommen und später ausgetauscht: „Iffo von Bolligen, ein reicher Mann, Venner zu Bern“[31]).

Umsonst wird man hingegen nach einem Vorbild für Cuno von Thorberg, den Sohn Peters, suchen. Dieser ist ungeschichtlich.

Als Abschluß der Gugler-Episode, die mit dem Rückzug Ingelrams von Coucy endigt, gibt Gotthelf folgende Strophe wieder:

„Von Österreich und Bayerland
Von Wirtemberg Herren und Städten viel,
Die schüchten fast der Fienden Zil,
Die lagen enet dem Rhine
Sicher als in einem Schrine,
Ihnen war zen Fienden nit fast gach
Sie kament ihnen nit zu nach
Und liessent verderben Lüt und Land
Des rich und arm wohl befand (sehr empfand)“[32]).

Sie stammt aus Justinger[33]), der das verbreitete Lied über den Guglerkrieg mitteilt und diese Strophe genau in dieser Fassung enthält, mit nur drei orthographischen Varianten: Z. 1 Beyerland, Z. 3 und 6 vast; zu Z. 9 gibt er in der Fußnote die Erklärung „fand, spürte“ für befand, woraus Gotthelf sehr wohl selbständig „empfand“ interpretieren konnte. — Bei Müller und Tschudi ist das Gedicht anders zitiert.

Gotthelf schildert nun, einen Augenblick im Fortschreiten der Handlung innehaltend, das Verhältnis Peters von Thorberg zum niedergehenden Adel, namentlich zum Hause Kyburg, zu den Herzogen von Österreich und zu den aufblühenden Städten so, wie es ungefähr den in seinen Quellen verstreut erzählten Tatsachen entspricht, da-

---

[28]) [29]) [30]) Tillier I S. 255.

[31]) Müller II S. 506.

[32]) Werke Bd. XVI S. 233.

[33]) Justinger, Berner Chronik hg. v. Stierlin u. Wyss, Bern 1819, S. 190.

gegen erfindet er einen Konflikt Berns mit seinem Helden, der wegen des Meuchelmordes an Hans Rieder beinahe ausgebrochen wäre[34]). Die Volksunruhen, auf welche er anspielt, trugen sich in Bern erst nach der erfolglosen Belagerung von Burgdorf zu aus rein wirtschaftlichen und innerpolitischen Gründen[35]).

Der Erzähler führt uns auf die Burg seines Helden und macht uns mit seiner Familie bekannt. Da liegt Cuno, der älteste Sohn, an einer Wunde, die er im Kloster Fraubrunnen empfangen, krank und in Liebe sich verzehrend nach Bäbeli, Ritter Ottos von Bubenberg, Schultheißen von Bern, Tochter. Da geht die seltsam in sich gekehrte Tochter Adelgunde aus und ein, durchstreift mit ihrem Hund die Wälder der Umgebung, wobei sie einmal in Gewittersnot von Hans, dem Müllerssohn in der benachbarten Mühle von Lauterbach, aus den Fluten eines über die Ufer getretenen Baches gerettet wurde. Von da an erfüllt sie eine seltsame Liebe zu ihrem Retter, die sich nie erklärt, und von dem einfachen Burschen auch nicht erwidert wird. Adelgunde ist wie ihr Bruder unhistorisch.

In das Leben der Thorbergischen Kinder spielen hinein die Häuser von Brandis und von Kyburg. Thüring von Brandis fiel auf einem Zug, den er als Begleiter seines Freundes Anton von Thurm gegen die Walliser unternahm. Er hinterließ eine Witwe, geborene Gräfin von Kyburg, und eine einzige Tochter Anna, die zur reichen Erbin wurde, obwohl die Mannslehen Thürings an seinen Bruder Mangold, Abt von Reichenau, der später zur bischöflichen Würde gelangte, fielen[36]). Von ihm sagt Gotthelf: „Ob aber wohl Christus Freude hatte an einem Hirten seiner Schafe, der als Propst fünf armen Fischern, von denen er glaubte, sie hätten seine Fischerrechte verletzt, mit eigenem Daumen die Augen ausdrückte?“[37]). Namen und historische Tatsachen sind aus Tillier[38]) geschöpft. Johannes von Müller ist für diese speziell bernerischen Ereignisse nicht ausführlich genug, es ist deshalb verständlich, daß ihn der Dichter vorübergehend etwas beiseite schob. Die gräßliche Fischerszene enthalten freilich beide; sie scheint eher nach Tillier[39]) wiedergegeben.

---

[34]) Werke Bd. XVI S. 238.

[35]) Müller Bd. II S. 434 ff.; Tillier Bd. I S. 276 ff.

[36]) Werke Bd. XVI S. 247 f.

[37]) Werke Bd. XVI S. 248.

[38]) [39]) Tillier Bd. I S. 262.

Gotthelf läßt in Peter von Thorberg den Plan entstehen, seinen Sohn Cuno mit der reichen Erbin von Brandis zu vermählen. Diese wird jedoch im Verlauf der Erzählung als unbändige, unsympathische Amazone geschildert, gegen welche der feinfühlige Cuno mit größter Abneigung erfüllt wird, umsomehr als er ja Bäbeli Bubenberg liebte. Von dieser unangenehmen Wesensart der Anna von Brandis meldet die Quelle nichts; Gotthelf erfand sie, weil er sie so nötig hatte, um das junge Mädchen kräftig in Gegensatz zu bringen zu der verträumten Art der Geschwister auf Thorberg, welche als ausgesprochen romantische Charaktere dargestellt sind.

Das andere Haus, Kyburg, und seine Mitglieder werden uns von der Jagd kommend und auf der Burg Thorberg einkehrend vorgestellt. Von Hartmann, dem Grafen von Kyburg, war im Zusammenhang mit dem Tode Thürings von Brandis schon erzählt worden. daß er kurz nach diesem starb und vier Söhne und viele Schulden hinterließ. Als Gäste Peters von Thorberg erscheinen nun seine Söhne Rudolf, der Erbgraf, Berthold, Komtur des deutschen Ritterordens; dann „des Erbgrafen Ebenbild, Berthold, Erbe von seines Vaters Schulden und Sorgen“ und „Ego, der andere Kyburger Sprößling“[40]). Auch diese Namen scheinen aus Tillier bezogen zu sein[41]); jedoch hat man den Eindruck, Gotthelf sei dabei eine Verwechslung unterlaufen. Tillier nennt: Rudolf, Landgrafen von Burgund, Egon, der seinem Bruder in der Landgrafschaft folgte und Hartmann und Berchthold, deutsche Ritter. Entweder hat nun Gotthelf Berthold und Egon zu Söhnen Rudolfs gemacht, was nicht recht einleuchten will, oder aber anstatt einmal Hartmann und einmal Berthold zweimal Berthold geschrieben, was ihm wohl passieren konnte, da die jüngeren Kyburger auf die spätere Handlung keinen Einfluß mehr haben. Aus Johannes von Müller kann er nicht geschöpft haben, denn dieser nennt von Graf Hartmann fünf Söhne und zwei Töchter[42]).

In der Jagdgesellschaft ritt noch eine Figur mit, die besonderer Erwähnung bedarf. Gotthelf schreibt von ihr: „Über sie (Anna von Brandis) ragte eine große Gestalt mit gewaltigen Gliedern, wildem Barte, zornigen Augen und einer Stimme wie Krieg und Kriegsgeschrei, bei deren Klang Adelgunde allemal zusammenfuhr wie bei

---

[40]) Werke XVI S. 250 f.

[41]) Tillier I S. 258.

[42]) Müller II S. 420.

unerwarteten Donnerschlägen“[43]). Es handelt sich um Friedrich[44]), den Neffen Mangolds, bei Gotthelf Abts, in Wirklichkeit Propsts[45]) von Reichenau; er ist der Sohn von Mangolds Bruder Heinrich[46]), der Abt der Reichenau war. Gotthelf läßt ihn als bösmäuligen Lästerer, als wilden Jagdgesellen der Anna von Brandis und als Lüstling, der den Landmädchen nachstellt, eine häßliche Rolle spielen. So versuchte er, Trudchen, der Müllerstochter von Thorberg mit wenig kavaliermäßigen Mitteln Gewalt anzutun, woran ihn Adelgundens Retter Hans hindert[47]). Dabei wird Hans schwer verwundet, was Adelgunden Gelegenheit gibt zu häufigen Krankenbesuchen bei ihrem Freund. Diese Einzelheit über das eines Ritters unwürdige Betragen des Bastards von Brandis ist natürlich erfunden. Dennoch haben wir nicht einen willkürlich gezeichneten Theater-Bastard vor uns, sondern den interessanten Fall, daß Gotthelf auch zu einer Nebenfigur nicht nur den Namen, sondern auch die Wesenszüge schon in der Quelle vorgezeichnet fand. Der Bastard Friedrich kommt vor bei Johannes von Müller, zwar nicht im Zusammenhang mit den Ereignissen auf Thorberg, sondern erst in der Schlacht bei Sempach. Wir lesen da: „Zuerst fiel Friedrich, der Bastard von Brandis ein handfester, hochtrotziger Mann.“ Dazu die Anmerkung „Sohn Abt Heinrichs von Reichenau“ und zu „hochtrotzig“: „Wunderfrevel nach dem Ausdruck in orig. duc. ein für Catilina schickliches Wort, welches einen Mann bezeichnet, welchem seine Lust sein einziges Gesetz ist. Wir sahen Cap. V N. 32b, daß der Ausdruck dem Bastarde von Brandis recht angemessen war“[48]). Dieser Hinweis ist ungenau, denn in jener Anmerkung ist nur von den ihm freilich sehr ähnlichen Verwandten die Rede. — Aus diesen Angaben also, und nur aus diesen, hat Gotthelf einen sehr glaubwürdigen Charakter eines Wüstlings geschaffen[49]).

Es war die Absicht Peters von Thorberg, seine Tochter Adelgunde dem Erbgrafen von Kyburg zur Frau zu geben. Den Rangunterschied sollte eine stattliche Mitgift wettmachen, die er aus den Untertanen gesogen und durch weise Sparsamkeit aufgehäuft

---

[43]) Werke Bd. XVI S. 250.
[44]) Werke Bd. XVI S. 249.
[45]) Tillier I 262.
[46]) Müller II S. 471.
[47]) Werke Bd. XVI S. 267.
[48]) Müller Bd. II S. 471.
[49]) Werke Bd. XVI S. 249, 279.

hatte. Die Häuser Kyburg, Brandis und Thorberg sollten alle durch Heirat verbunden werden, bei welcher Gelegenheit Kyburg sich finanziell erholen könnte. Damit wäre der Kern gebildet gewesen einer starken Adelsmacht gegen die aufblühenden Städte in Burgund.

Zunächst hofften die auf Thorberg versammelten Adeligen, die Städte damit zu schädigen, daß sie ihre Bürgerschaft entzweiten. Die adeligen Familien sollten zum Verrat gewonnen werden. Bei mehreren konnte man Erfolg erwarten, nicht so bei den Bubenbergern, „zu welchen kein Schlüssel passen wollte, welche, die Freiheit der Stadt zu wahren, ihre Macht zu mehren, als Erbteil ihrer Familie betrachteten“[50]). Dieses Urteil über die Bubenberger ist wiederum durch geschichtliche Tatsachen begründet, welche der Dichter bei Tillier mitgeteilt fand anläßlich der schon erwähnten Unruhen in Bern nach der erfolglosen Belagerung von Burgdorf. Es herrschte damals bei vielen Bürgern in Bern der Verdacht, Burgdorf habe nur deshalb nicht genommen werden können, weil Lehensträger des Hauses Kyburg im Rate säßen. Der Rat wurde gestürzt, Otto von Bubenberg mit vier andern Ratsmitgliedern aber sogleich wieder gewählt[51]). Daraus durfte Gotthelf schließen, daß der Berner Vertrauen in die treue Gesinnung der Bubenberger nicht ins Wanken gekommen war, und daß wirklich „kein Schlüssel der Adeligen zu dieser Familie passen wollte“. Diese historischen Verhältnisse waren ihm sehr willkommen, denn er wollte ja in seiner Erzählung den Gegensatz zwischen Thorberg und Bubenberg unüberbrückbar, die Liebe Cunos zu Bäbeli aussichtslos machen. Hier fallen geschichtliche Wahrheit und novellistische Funktion eines Motivs glücklich zusammen.

Da diplomatische Mittel und Intriguen gegen die Städte nichts vermochten, entschloß sich der impulsive Rudolf von Kyburg, Gewalt anzuwenden. Der Thorberger mißbilligte den Plan, hielt den Augenblick gekommen, Tochter und reiche Mitgift anzubieten. Er wurde höhnisch abgewiesen. — Der Anschlag auf Solothurn am Abend des Martinstages 1382 mißlang. Der abziehende Kyburger ließ die Bewohnerschaft um Solothurn seinen Unmut fühlen. Bald darauf starb er in Basel, wohin er sich wegen eines Anleihens gewandt hatte[52]).

Diese Ereignisse sind getreu nach Tillier erzählt, einzig das Eingreifen des Thorbergers ist völlig frei erfunden.

---

[50]) Werke Bd. XVI S. 253.
[51]) Tillier Bd. I S. 277 f.
[52]) Werke Bd. XVI S. 277 ff.

Sehr kurz erzählt Gotthelf den darauf folgenden Krieg der Eidgenossen gegen die Kyburger. Die Belagerung von Burgdorf erwähnt er ganz nebenhin; dann folgt die Bemerkung: „Eine Burg nach der andern wurde im Laufe des Sommers gebrochen“[53]). Tillier[54]) enthält viele Schilderungen von Burgbrüchen, Gotthelf verweilt bei einer einzigen: bei der Eroberung von Friesenberg, weil dabei ein Petermann von Thorberg beteiligt war. Das Verhältnis der Dichtung zu den beiden Quellen läßt sich bei dieser kleinen Episode besonders schön nachweisen; die drei Darstellungen seien deshalb hier miteinander verglichen: Johannes von Müller[55]): „Wo aus altbewohntem Land Friesenberg Herrn Peters von Mattstetten emporstieg, half nichts, daß Petermann der Thorberger dem Kraft von Burgistein, welcher sich ergeben wollte, heftig widerredete: der Feind brach die Burg, nachdem er die zwei Ritter von den Mauern geworfen.“

Anton von Tillier[56]): „Friesenberg, eine Burg Peters von Mattstetten, Dienstmanns von Kyburg, vertheidigten Petermann von Thorberg und Kraft von Burgistein, dieser letztere beim Anzug der Berner zur Unterhandlung geneigt, der erstere aufs äußerste dagegen gestimmt. Aber während ihres heftigen Wortwechsels selbst erstürmten die Berner die Feste, warfen beide Edelleute über die Mauern hinaus und machten die ganze Besatzung nieder.“ Zum Namen Petermann v. Th. steht eine Anmerkung: „Nicht zu verwechseln mit Peter, dem Vogt der vorderen Erblande.“

Und nun Gotthelf[57]): Er erzählt zunächst, Peter von Thorberg habe seinen Sohn Petermann von Burgdorf nach Friesenberg geschickt, „mit noch einem andern Junker diese Burg zu wahren“. Dann: „Eines Morgens, als Petermann von Thorberg und Kraft von Burgistein in der Halle auf Friesenberg bei den Morgenhumpen saßen, erklang ängstlich und nötlich des Turmwächters Horn. Die Junker fuhren auf und erblickten einige Knechte, die spähend am Rande des Waldes gegen Wynigen hin sich bewegten. Während sie ratschlagten, wem die Knechte wohl angehören, was in ihrer Absicht liegen möchte, brach ein Harst freudiger Berner aus dem Gehölze und in ungesäumtem Anlaufe der auf hoher Hügelspitze gele-

---

[53]) Werke Bd. XVI S. 282.
[54]) Tillier Bd. I S. 273.
[55]) Bd. II S. 431.
[56]) Bd. I S. 275.
[57]) Werke Bd. XVI S. 282 f.

genen Burg zu. Kühn rief der Thorberger zum Kampfe, er wollte sich hier nicht fangen lassen um des Vaters und des Herzogs willen, zudem war Kampf ihm Lust. Vorsichtig eilte der Burgistein zum Tore, es zu öffnen; sein Herz neigte sich den Städtern, und er hatte nicht Lust, während dem Sturm auf den Mauern oder nach dem Sturm von den Händen der Sieger zu sterben. Zürnend trat ihm der Thorberger in den Weg, entschlossen setzte Burgistein an sein Vorhaben, keiner gab nach, die Schwerter wurden gezückt, die Schilde erhoben, ihre zornigen Stimmen hallten an den Mauern wieder. Wenige Knechte schützten die Mauern, die meisten umstunden die streitenden Junker, des Überwältigers Befehl gewärtig. Da stürzten Knechte in den Hof herab, Feinde erschienen auf den Mauern, es krachte von gewaltigem Stoße das Tor. Ehe die töricht Streitenden ihre Torheit erkannten, kamen die Berner über sie, voran ein feuriger Jüngling. Die Knechte fielen, die Junker wurden niedergeworfen. Sie nannten ihre Namen, boten Lösegeld. Aber als ob ein Stich ihm ins Herz gedrungen, ein glühender Funke in die Kammer seines Zorns gefallen, zuckte der hohe Jüngling auf; nach einigen Worten, mit den Gesellen gewechselt, wurden die Niedergeworfenen auf die Mauer gerissen, köpflings in den tiefen Graben gestürzt; dort fand mit zerschlagenen Gliedern Petermann von Thorberg den Tod. Auf der Mauer stand Peter Rieder und sah, wie Peter von Thorbergs Sohn dem Tode sich entgegenwand."

Für seine Darstellung hatte also Gotthelf in den Quellen eine solide Grundlage. In der künstlerischen Ausgestaltung, in der Schilderung der einzelnen Momente und in der dramatischen Zuspitzung der Handlung geht der Dichter weit darüber hinaus; aber was wichtiger ist: er sucht die Episode seiner Erzählung durchaus zu assimilieren. Den Namen des einen Verteidigers nimmt er sofort wahr und macht aus ihm den Sohn seines Helden. Keine Quelle leistet ihm Vorschub dazu; Tillier sagt, Petermann sei nicht der österreichische Vogt. Keine Quelle sagt freilich, Petermann sei nicht Peters Sohn gewesen. Etwas Positives kann der Dichter auch nicht anderwärts bezogen haben; denn der spätere Stettler[58]) schreibt in seiner Geschichte der Ritter von Thorberg: „Mit ihm (Peter) als dem letzten seines Stammes verschwindet das Rittergeschlecht derer von Thorberg aus der Geschichte; von einer Gemahlin oder Kindern

[58]) Stettler: „Versuch einer urkundlichen Geschichte der Ritter von Thorberg" in „Abhandlungen des Hist. Vereins von Bern" S. 72.

Peters geschieht nirgends Meldung.“ — Dazu läßt Gotthelf den Sohn Hans Rieders wiederum auftreten, der als Führer der Eroberer Rache nimmt an Petermann für den meuchlerischen Dolchstoß, den ein thorbergischer Knecht in Fraubrunnen seinem Vater versetzte. — Dagegen übergeht er die Angabe bei Tillier, die Berner hätten die ganze Besatzung niedergemacht. Einmal würde deren Berücksichtigung das Rachemotiv weniger akzentuiert erscheinen lassen, und ferner ist es eine Schwäche Gotthelfs, seine Berner und Schweizer in der Geschichte herauszustreichen, wo er immer kann. — Willkommen war ihm in dieser Episode die tapfere, der Adelspartei unbedingt treue Haltung Petermanns von Thorberg. Sie entspricht durchaus der Art und der Politik des alten Peter.

Sowohl nach Tillier als auch nach Müller konnte Gotthelf den Marsch eines kyburgischen Trupps nach Röthenbach und dessen Niederlage dort schildern. Die Deutung des Bachnamens, wie er sie gibt, enthält aber keine der Quellen. „Blutig floß der Bach an selbem Tage in die Emme und hieß von da mit Recht der Röthenbach“, lesen wir bei ihm[59]). Wir können trotzdem nachweisen, daß er sie nicht erfunden hat. Entweder war sie ihm bekannt aus einem alten Reim, den er im Volk gehört, oder dann hat er sie durch G. J. Kuhn erfahren, der in den Alpenrosen in einem Aufsatz betittelt „Ein Blick über das Emmenthal“ mitteilt: „Eben von jener Schlacht und dem vielen vergossenen Blute soll der Bach roth geworden, und der Name Röthenbach entstanden seyn, wie bezeuget der alte Reim:

«Dieweil das Blut loff durch den Sand
War er der Röthenbach genambt»“[60]).

Mit einigen Worten kommt nun Gotthelf noch auf die schon erwähnten Unruhen in Bern zu sprechen. Er hat wohl recht, wenn er gegen die „Geschichtsschreiber“, seine Quellen (es ist bezeichnend, daß er die Mehrzahl braucht) behauptet, die Ursachen seien mehr politischer als finanzieller Art gewesen.

Das Verhalten Österreichs im Kyburgerkrieg ist auffallend: Die Herzoge ließen einen ihrer bedeutendsten Vasallen untergehen, ohne sich im geringsten für ihn zu rühren. Gotthelf begnügt sich mit der gleichen Erklärung wie die Quellen: Leopold habe in den „Fesseln einer schönen Schwäbin gelegen“[61]), deshalb sei ihm der Rat des Thor-

---

[59]) Werke Bd. XVI S. 284.

[60]) G. J. Kuhn: „Ein Blick über das Emmenthal“ in Alpenrosen 1822 S. 78.

[61]) Werke Bd. XVI S. 285.

bergers willkommen gewesen, um jeden Preis am bestehenden Frieden mit den Eidgenossen festzuhalten. Die Kyburger hätten dann gegen den Thorberger sehr geklagt, ebenso die Entlebucher, wegen seiner grenzenlosen Geldgier[62]). — Alle diese Einzelheiten sind bei Müller und Tillier bezeugt, selbst das Idyll mit der schönen Schwäbin. Müller hat die der Gotthelfischen ähnlichere Fassung: „Wann ihn zu Schwaben eine Frau gefangen in den Stricken der Minne“[63]). Hinzugefügt hat der Dichter einzig, daß der Thorberger den Rat gab, beim Frieden zu bleiben. Aber eben, er ist der Held der Erzählung, deshalb nennt Gotthelf fast immer Peter als Ratgeber, wenn die österreichischen Herzoge etwas verfügen, jedenfalls ausnahmlos dann, wenn die Verfügung klug ist.

Die Ruhepause nach den Stürmen des Kyburgerkrieges benützt Gotthelf dazu, uns wieder etwas von den Kindern des Thorbergers erfahren zu lassen. Cuno wurde ins Entlebuch berufen, Adelgunde blieb einsam zurück auf Thorberg, besuchte hie und da die Freifrau von Brandis und das nahe Kloster Rüegsau, „wo (wie Gotthelf schon bei früherer Gelegenheit mitteilte) damals unter einer frommen Äbtissin aus dem edlen Hause von Erlach Zucht und Frömmigkeit herrschten, so daß weder Ritter noch Mönch Gelegenheit fanden, die Geweihten des Herrn ihrem Bräutigam untreu zu machen, wie es früher und später an dieser einsamen, Gott geweihten Stätte nur zu häufig stattfand“[64]). Erst spätere Publikationen berichten Genaueres über Rüegsau. Von Mülinen in seiner „Helvetia Sacra oder Reihenfolge der Kirchlichen Obern und Oberinnen“, die Bern 1861 erschien, teilt mit, daß Rüegsau ein Benediktinerkloster gewesen sei. Die Vorsteherinnen wurden zuerst nur Meisterinnen (magistrae) genannt, und erst nach 1501 liest man von einer a'batissa. Eine Meisterin Agnes von Erlach erwähnt Mülinen erst nach 1400. Gotthelf muß das unveröffentlichte Rüegsau-Urbar von 1547 gekannt oder von einem Amtsbruder Einzelheiten daraus erfahren haben. Es enthält Namen von Vorsteherinnen, für die in Betracht fallende Zeit freilich keine Agnes von Erlach[66]). Der Dichter hat den Namen, der ihm Eindruck machte wegen seines großen Klanges in der Schweizergeschichte, einfach vordatiert. — Die im Thorberger angedeutete Lockerung der Sitten im Kloster war offenbar im Volk all-

---

[62]) Werke Bd. XVI S. 286.

[63]) Müller Bd. II S. 428.

[64]) Werke Bd. XVI S. 286 f. und ebenda S. 264.

[66]) Mitteilung des Herrn Lehrer Bärtschi in Kaltacker.

gemein bekannt. 1830 berichtet Pfarrer Schweizer von Trub[67]), die Rüegsauer hätten noch den „drollichten Übernamen der «Suppenesser»“. weil die Klosterherren des Bruderklosters Trub von den gastfreundlichen Schwestern in Rüegsau nach Darreichung ihrer Seelenspeisen zum Dank mit einem „Süppli“ traktiert worden seien, worunter man allerlei Galanterien verstanden habe. Im benachbarten Lützelflüh war sicherlich dieser Übername und sein tieferer Sinn wohlbekannt. Gotthelf kann ihn aus dem Volksmund oder aus der Schrift von Pfarrer Schweizer geschöpft haben.

Die Vorbereitungen zum Sempacherkrieg und seine Ursachen erzählt der Dichter wiederum genau nach den beiden meistbenutzten Geschichtsschreibern. Freilich gestaltet er durchaus selbständig, ja er scheint seinen Ehrgeiz darein zu setzen, möglichst nicht wörtlich aus den Vorlagen zu übernehmen. Die schmückende Beifügung zum Namen Herzog Leopold „Blume der Ritterschaft“ ist jedoch so verlockend und Gotthelfscher Ausdrucksweise so verwandt, daß er keinesfalls darauf verzichten mochte[68]). Er fand die Wendung bei Tillier[69]).

Sehr bezeichnend für Gotthelfs Helden ist das Folgende: „Zugleich trachtete der Thorberger mit aller seiner Gewandtheit, vom beginnenden Streite so viele Eidgenossen als möglich ferne zu halten, und namentlich die Berner ... Ob es ihm zuzuschreiben ist, oder ob seine Bemühungen unnötig waren und der biedere Sinn des edlen Rates aus eigenem Antrieb handelte (was wahrscheinlich ist), erzählt die Geschichte nicht, aber Bern blieb dem Kriege fern“. Gotthelf nimmt die Gelegenheit neuerdings wahr, seinen Helden eine Rolle spielen zu lassen. Müller und Tillier sagen nichts davon, wohl aber erzählen sie, daß Bern nicht eingriff, weil bis zum Ablauf des Thorberger Friedens mit Österreich noch einige Monate fehlten. Zudem sei Bern ermüdet gewesen vom Kyburger-Krieg[70]).

Die Grausamkeiten, welche Peter an seinen Entlebuchern beging. weil sie sich von Luzern ins Burgrecht aufnehmen ließen, fand Gotthelf schon bei Müller und Tillier berichtet[71]).

Die Darstellung der Schlacht bei Lempach ist bei Gotthelf eine durchaus freie knappe Zusammenfassung des bei Johannes von Müller

---

[67]) J. J. Schweizer: Topographie der emmentalischen Alpgemeinde Traub, S. 31.

[68]) Werke Bd. XVI S. 293.

[69]) Tillier Bd. I S. 289.

[70]) Tillier I S. 288; Müller II S. 458.

[71]) Ebenda.

Gebotenen, novellentechnisch sehr geschickt als eine Reihe von Beobachtungen des Thorbergers, den er am linken Flügel des österreichischen Heeres Aufstellung nehmen läßt, geschildert. Damit erklärt der Dichter zugleich, warum sein Held entkam und, den Rückzug der Fliehenden deckend, Hunderten das Leben retten konnte. Er war natürlich mit dem ganzen unglücklichen Schlachtenplan Leopolds nicht einverstanden[72]). — Die Geschichtsschreiber erwähnen nun freilich die Anwesenheit Peters von Thorberg bei Sempach gar nicht, obgleich gerade bei Müller sehr viele Ritternamen genannt sind. Es ist nicht anzunehmen, daß er zugegen war; so schreibt auch Stettler: „Ob Thorberg damals bei dem Heere des Herzogs sich befand und der Schlacht beiwohnte, meldet die Geschichte nicht"[73]). — Merkwürdig ist es, daß Gotthelf hier Friedrich, den Bastard von Brandis, nicht erwähnt, der ja bei Sempach fiel.

Mit dem Eingreifen Berns in den Krieg nach Ablauf des Thorberger-Friedens ist Peters Burg bedroht. Damit wendet sich die Aufmerksamkeit des Dichters wiederum den Menschen im Krauchthal zu: Adelgunden und ihrem Retter Hans, der inzwischen das vom Bastarden von Brandis verfolgte Trudchen geheiratet hat. Hans erfuhr in Bern den Überfallsplan auf Thorberg, als er in der Matte „gegenüber den Mühlen, welche des Schultheißen Vater, Johann von Bubenberg, der Stadt verkauft hatte"[74]), in einer Trinkstube saß.

Hans, der Müllerssohn, der in der Erzählung immer dann auftritt, wenn jemand eines Retters bedarf, jagt seine Pferde heimwärts. Er bewegt Adelgunden zur Flucht, während der Burgvogt die Feste zur Verteidigung rüstet. Die mit Hans fliehende Adelgunde wird vom Pfeil eines Verfolgers verwundet und von ihrem Retter in die Mühle nach Lauterbach getragen[75]). Hans eilt, die heilkundige Burgfrau von Brandis herbeizuholen. Sie kommen zu spät in die Mühle. Adelgunde ist tot. Nun das Seltsame: Wie sie sich dem Hause genaht hatten, war ihnen Adelgundens Gestalt am Fenster erschienen, mit freundlicher Miene winkend. — Der Geistliche erschien und erzählte, ein goldenes Wölklein hätte sein heiliges Gefäß umschwebt, habe sich darin niedergelassen, sei darin verschwunden. „Die Weihe von oben hätte dem frommen Fräulein gefehlt zum seligen Scheiden, ... da habe Gott ein Wunder

---

[72]) Werke Bd. XVI S. 295 ff.

[73]) Stettler: Geschichte der Ritter von Thorberg S. 65.

[74]) Werke Bd. XVI S. 298 nach Tillier I S. 237 „der greise Bubenberg ... hatte im Jahre 1360 den Bernern um einen geringen Preis seine Mühlen und Wasserwerke an der Matten verkauft, die er vom Reiche zu Lehen hielt".

[75]) Werke Bd. XVI S. 299 ff.

getan, sie losgelassen und, ihm entgegenschwebend, habe sie um ihres Glaubens willen das Pfand der Liebe empfangen aus Gottes oder der Heiligen selbsteigener Hand.“ Trudchen legte sich die Sache so zurecht: „es war die reine dankbare Liebe zu ihrem Retter, zu Trudchens Ehemann, die das Wunder volibracht“[76]). Den Bewohnern des Tales wurde Adelgunde eine Heilige; liebende Mädchen beteten viele Jahre hindurch an ihrem Grab.

Diese sehr katholische Legende ist im Werk des protestantischen Geistlichen auffallend. Hier wirkt aus Gotthelf der Geist der Romantik, der ihn Charaktere wie Cuno und Adelgunde und Novellen wie „Sintram und Bertram“ und „Der Druide“ schaffen hieß. — Besaß der Dichter für seine Legende eine Vorlage? In Stückelbergs „Heiligen der Schweiz“[77]) sucht man eine Adelgunde umsonst. Weitere Publikationen über Heilige enthalten was das Kirchenlexikon von Wetzer und Welte[78]): Die heilige Adelgunde wurde unter der Regierung des fränkischen Königs Dagobert I. (622—638) im Hennegau geboren; sie stammt aus dem königlichen Geschlecht der Merowinger und ist Stifterin des Nonnenklosters Malbodium (Maubeuge). — Von ihren Wundern melden einzig die Acta Sanctorum eines, welches dem bei Gotthelf geschilderten wesensverwandt ist[79]): „Post nocturnas vero laudes matutinarum, cum una de magnis Sororibus se paululum post laborem vigiliarum quieti dedisset, vidit in visione B. Aldegundem ante altare in loco Sacerdotis adstitisse, ac corpus Domini in calicem fregisse, conversamque ad Sororem quae haec videbat dixisse: Vade eja, et dic Sacerdoti, ut in hoc calice conficiat mysteria Christi, ut quia heri prae invalitudine corporis communicare non potui, hodie particeps fiam corporis et sanguinis Domini. Facta die processit Sacerdos Missam contare: atque inter agendum cernit calicem in aera suspensum, et illico in suo resedisse loco. Tunc puella de visione certa, et Sacerdos de calice suspenso, ad famulam Christi utrique detulerunt, certi facti de resolutione corporis ejus, quam imminere sciebant in proximo“[80]). — In den Acta und bei Gotthelf genießt also die dem Tod geweihte Adelgunde selbständig die Hostie, welche ihr der Priester nicht reichen konnte. Es besteht also eine Beziehung der beiden Legenden zueinander; aber sie ist so fern, daß man eine direkte Beeinflussung unmöglich annehmen kann. Ist das

---

[76]) S. 308 f.

[77]) Stückelberg, E. A.: Die Schweizerischen Heiligen des Mittelalters.

[78]) I. Bd. S. 218.

[79]) II. Bd. 30. Januar S. 1039.

[80]) Acta Sanctorum Bd. II, 30. Jan. S. 1039 (Vita S. Adelgundis virginis).

seltsame Sterben Adelgundens im Thorberger nicht völlig frei aus Gotthelfs Phantasie erzählt, so mag allenfalls eine dunkle Erinnerung aus einem kirchengeschichtlichen Kolleg diese Hostienlegende beeinflußt haben. Der Dichter verweilte mit seinen Gedanken gerne in dieser magischen Sphäre zwischen Diesseits und Jenseits und hat prachtvolle Stimmungsbilder daraus gestaltet, die seltsamsten und eindrucksvollsten wohl im „Sylvestertraum", aber auch in den „Schlachtfeldern". Im Thorberger gibt ihm das Sterben Peters noch einmal Gelegenheit, die geheimnisvolle Stufe zwischen Leben und Tod eindringlich zu schildern und auszudeuten.

Die Berner eroberten Thorberg. Da sie keine Schätze und keine Angehörigen des Ritters fanden, zogen sie nach Koppigen, der zweiten Burg der Thorberger, und brachen diese ebenfalls. Zur Zerstörung Thorbergs und zur Unterhaltung des Brandes hatte man einige Knechte dort zurückgelassen. Diese machten aber ihre Arbeit schlecht; denn sie hatten es eilig, wollten sich auch am Beutemachen in Koppigen beteiligen. Damit erklärt Gotthelf, warum von Thorberg mehr stehen blieb als von andern Burgen, die in jener Zeit erobert wurden[81]). — Es ist ja eine bekannte Erscheinung, daß die Eidgenossen wegen des Plünderns manchen Sieg schlecht ausnützten. Gotthelf konnte deshalb wohl so kombinieren; seine Vorlagen boten ihm freilich keinen Anhaltspunkt dazu, sie melden einfach, daß die Berner Thorberg und Koppigen brachen[82]). Auch Justinger, der dem Dichter zugänglich war, verrät nicht mehr. Tatsache ist aber, daß die Feste verhältnismäßig wenig Schaden nahm. — Eine andere Deutung wäre die von Stettler: Thorberg sei mit Vertrag an die Berner übergegangen. Woher er diesen Vertrag kennt, sagt er leider nicht. Im Dokumentenbuch von Thorberg[83]) konnte er nicht nachgewiesen werden.

Die folgenden Ereignisse spielen sich im Lande Glarus ab, das zu des Thorbergers Zeiten sich seine Unabhängigkeit von Österreich erstritt. Johannes von Müller gibt nun wiederum einzig den Stoff zu Gotthelfs Darstellung, da Tillier begreiflicherweise jene Ereignisse, die von der Bernischen Geschichte so weit abliegen, nur ganz nebenbei erwähnt, Der Weesenkrieg, der böse Frieden, die Verfolgung der österreichischen Anhänger in der Schweiz, welche Pfauenfedern auf den Hut steckten, die Abschlachtung aller Pfauen in der Schweiz, die Verhandlungen

---

81) Werke Bd. XVI S. 302 f.

82) Müller II S. 484; Tillier I S. 291.

83) Handschrift auf dem Staatsarchiv.

Werdenbergs und Thorbergs mit den Glarnern, der Scheinangriff auf die Letzi, die Näfelserschlacht selber[84]), kurz jede Einzelheit geschichtlicher Art, die Gotthelf bietet, lassen sich in genauer Entsprechung bei Müller nachweisen, mit Ausnahme des folgenden: „Es geht die Sage. Österreicher hätten Kühe, mit eidgenössischen Zeichen geschmückt, zu Markte getrieben, Schweizer die Männer aufgegriffen und ans österreichische Wappen aufgehängt"[85]). Für diese Anekdote fand sich keine Vorlage, auch nicht in Schulers „Taten und Sitten der Eidgenossen"[86]), dieser naiven, oberflächlichen Geschichtsdarstellung, die aber unzählige Anekdoten enthält und Gottfried Keller das Material lieferte zu seinen historischen Bildern. Schulers Werk erschien erst 1839 und blieb wahrscheinlich Gotthelf immer unbekannt.

Begreiflicherweise spielt auch bei den Ereignissen im Glarnerland der Thorberger in Gotthelfs Darstellung die weit größere Rolle, als es die Geschichte bezeugt. Er gibt den klugen Rat, zu schlagen, ehe die Bergpässe dem Zuzug aus den Innern Orten offen seien; er sieht bei Näfels als erster die Gefahr. Tatsache ist, daß er auch bei Müller bei jeder einzelnen Episode immer wieder als anwesend genannt wird. Frei erfunden sind natürlich die Erlebnisse Cunos von Thorberg, der an der Letzi schwer verwundet und vom alten Burgvogt nach Rapperswyl gebracht wird[87]). Der unglückliche junge Mann empfing schon bei Sempach eine schwere Wunde. Seitdem sich Bäbeli von Bubenberg verheiratet hat[88]), sucht er die größten Gefahren auf, hoffend, dabei den Tod zu finden.

Noch einmal sei darauf hingewiesen, daß Gotthelf, wenn er auch die Ereignisse sozusagen ausnahmlos von Müller übernimmt, diese doch selbständig und durchaus dichterisch verwertet. Sie spiegeln sich bei ihm in den Seelen seiner Helden, schneiden ein in ihr Schicksal, bezwingen immer mehr des Thorbergers starren Willen. Einzelne Momente malt der Dichter prachtvoll aus, glänzend ist ihm namentlich die Personifikation der Fluchtpsychose nach der Schlacht bei Näfels gelungen[89]).

Während der Vater im Glarnerlande kämpfte, lag der verwundete Cuno im Hause eines reichen Ratsherrn in Rapperswyl. Dieser, „sein Hausherr, Curti mit Namen, war der beste Mann von der Welt, aber eine geschwätzige Seele; wo er eine Rede anbringen konnte über den

---

[84]) Werke Bd. XVI S. 312 ff.
[85]) Werke Bd. XVI S. 312.
[86]) Schuler: Taten und Sitten der Eidgenossen. Zürich 1839.
[87]) Werke Bd. XVI S. 314 ff.
[88]) Werke Bd. XVI S. 200.

Ruhm seiner Stadt und zuweilen auch den seinigen, vergaß er Essen und Trinken, und wenn ihn das Reden ankam, so begann er gerne: «Heute vor so und soviel Jahren», wenn schon die zu erzählende Begebenheit an einem ganz anderen Tag, ja in einem ganz anderen Monat geschehen war"[89]). So erzählt Gotthelf, und einige Seiten nachher: „Es war Abenddämmerung, als er (Peter von Thorberg) ins Haus des redseligen Ratsherrn trat, der nicht zu Hause war, sondern auf dem Rathause in den notwendigen Beratungen auf den morgenden Tag den Stoff zu neuen Reden für die Zukunft sammelte, die der ehrliche Curti an Fastnachts- und Schützenfesten zu halten gedachte"[90]). Diesen Mann suchen wir bei Johannes von Müller umsonst. Hat ihn der Dichter erfunden? Nicht so ganz. Er hat ihn nur aus seiner von Redestreit erfüllten Zeit ins Waffenstreit durchlärmte vierzehnte Jahrhundert versetzt

Wie der politisierende Pfarrer von Lützelflüh den Volksredner, Advokat und Oberstlieutenant Breni von Rapperswyl im ersten Band seines „Herrn Esau" von den Besuchern des Schützenfestes zerzausen läßt[91]), so macht er im „Letzten Thorberger" dessen Gesinnungsgenossen und Landsmann Curti lächerlich, der sich, wie jener, an den Eidgenössischen Schützenfesten als Vielredner hervortat[92]). Albert Bitzius haßte Leute vom Schlage Curtis und Brenis, welche nach seiner Auffassung die Schützenfeste, zu denen sich Schweizer aus allen Kantonen einfanden, mißbrauchten, um für ihre radikalen und zentralistischen Ideen Anhänger zu gewinnen. In einem Brief vom 11. August 1840 schildert er seine Eindrücke vom Solothurner-Fest und erwähnt dabei das Folgende: „Am 13. (Juli) ließ Curti von der Tribüne verkünden, es sei der Schlachttag von Sempach, der bekanntlich den 9. war, und hielt dann eine prächtige Rede darauf. Wahrscheinlich dachte er, es werde nicht mancher unter den Schützen sein, der etwas von selbem Schlachttag wisse"[93]). — Ebenso verrennt sich der Curti des „Letzten Thorbergers" in der Datierung seiner geschichtlichen Anspielungen. Ende Juli, also wenige Tage nach dem Schützenfest, vollendete Gotthelf den Thorberger. Es ist kein Zweifel, daß unter den frischen Solothurner

---

[89]) Werke Bd. XVI S. 318.

[90]) Ebenda S. 322 f.

[91]) Werke, Ergänzungsband 2 S. 288 ff.

[92]) Vgl. dazu: Feierabend: Geschichte der Eidg. Schützenfeste Aarau, 1875, S. 74 u. 104; von Buch: Beschreibung des eidgen. Freischießens in Solothurn, 1840, S. 54; Curti: Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert. Neuenburg 1902.

[93]) An Reithardt, hg. von Hunziker S. 94.

Eindrücken der politische Gegner des Pfarrers von Lützelflüh zum Vorbild wurde für des Dichters Novellenfigur. Er muß als geschwätziger Ratsherr im Rapperswyl des 14. Jahrhunderts seine Reden mit den falschen Daten halten, wie der Schwabendichter Gustav Pfizer in Heines Atta Troll als seufzender Mops die Suppe der Hexe Uraka rühren muß.

Peter von Thorberg war von Näfels nach Rapperswyl geflohen; hier traf er mit seinem einzig überlebenden kranken Sohn zusammen Die Eidgenossen rückten heran, 6000 Mann stark, zur Belagerung des wichtigen österreichischen Punktes. Peter übernahm den Befehl über die zur Abwehr entschlossene Bürgerschaft. Angesichts der Übermacht des Feindes war der stark alternde Mann einen Augenblick zur kampflosen Übergabe geneigt; die herzogstreue Bürgerschaft empörte sich gegen ihn. Er wußte das Vertrauen wiederzugewinnen, und war nun wie ein Dämon überall unter den heldenhaften Verteidigern und lenkte den Kampf mit größtem Geschick. Am 1. Mai 1389 erfolgte ein Sturmangriff der Schweizer, welcher neun Stunden lang dauerte. Beinahe wäre es einer Abteilung der Belagerer gelungen, die Stadt von einem Keller aus zu nehmen, in den sie heimlich gedrungen; aber die durstigen Schweizer versäumten sich beim kühlenden Wein. Sie wurden entdeckt, und der Thorberger ließ sie mit siedendem Wasser begießen. Als es Vesper war, riefen die Belagerer unverrichteter Dinge zur Ruhe und zogen andern Tages ab. Die Rapperswyler dankten Gott auf den Mauern; der Thorberger aber fand seinen letzten Sohn tot. Er war während der Schlacht gestorben. Sein Vater hatte ihn aus dem Hause der Curti mit Zwang weggerissen, weil sich in Cuno die Liebe regte zu Bäbeli, der Tochter des Hauses, die seinem ersten Bäbeli, dem Kinde des Schultheißen von Bern, sehr ähnlich sah. Ohne Pflege hatte der Schwerkranke die letzten Stunden allein in einem Gemach der Burg zugebracht. Der hartherzige Vater soll über den Tod seines letzten Sohnes aufs tiefste erschüttert lange lautlos und speiselos gesessen haben in seiner Kammer, „sagt die Kunde“[94]).

Gotthelf gibt sich hier nur historisch; wie schon gesagt, findet sich nirgends ein Beleg für Cuno, so wenig wie für die andern bei Gotthelf genannten Kinder Peters, folglich kann auch von dieser Trauer nirgends die Rede sein. Es bedarf nicht des früher genannten Zeugnisses von Stettler, um zu beweisen, daß Cuno eine erfundene Figur ist. Es ergibt sich dies schon aus dem Entwurf Gotthelfs, den er in dem eingangs zitierten Brief an Carl Bitzius mitteilt. Dort war Petermann als

---

[94]) Werke Bd. XVI S. 330.

„der älteste Sohn“ vorgesehen[95]); in der Erzählung wurde es dann Cuno.

Alle übrigen Einzelheiten der Rapperswyler-Szene aber sind genau historisch: Peter war Befehlshaber der Besatzung, er wollte zuerst die Stadt übergeben, der Generalsturm ist richtig datiert: Müller enthält jede Einzelheit, auch den Einbruch der Schweizer in den Keller und ihr gräßliches Ende. Nur gruppiert Gotthelf jegliches um seinen Helden. Ganz prachtvoll und spannend hat der Dichter die Episode des Generalsturmes ausgebaut. Er schildert hier sehr anschaulich und mit großer Sachkenntnis die Belagerungsarbeiten, nennt und beschreibt eine Menge Sturmgeräte. Als Vorlage reichten dazu Müllers Angaben nicht aus, der Dichter muß Beschreibungen anderer Belagerungen, wie derjenigen von Burgdorf[96]) bei Tillier genau studiert und herangezogen haben. Müller gibt den ganzen Kampf um Rapperswyl in ungefähr 52 Zeilen[97]), Gotthelf verwendet dazu neun Seiten[98]).

Wie weit Gotthelfs epische Kraft auch in der Gestaltung geschichtlicher Stoffe über diejenige vieler literarischer Rivalen, auch über die eines Zschokke, hinausragt, wird einem deutlich bewußt, wenn man Gotthelfs Schilderung der Belagerung von Rapperswyl mit der Belagerung von Greifensee (1.—27. Mai 1444) in Zschokkes „Freihof von Aarau“ vergleicht[99]). Hier unübersichtliche, wenig überzeugende Angriffs- und Abwehrmaßnahmen, eine schleppende Handlung von hundert Nebenepisoden und banalen Dialogen aufgehalten und gestört, deshalb ohne jede Wirkung auf den Leser; — dort zweckbestimmtes Handeln auf beiden Seiten, jede Einzelheit studiert und plastisch geschaut, die Beteiligten in feierlichem Ernst der Größe des Augenblicks bewußt, alles streng zusammengerafft zu einem einheitlichen Fresko-Bild, mit aufpeitschenden Akzenten, die zu überwältigender Wirkung gesteigert werden; der Leser für Belagerer und Belagerte in gleicher Sorge bangend, in gleicher Hoffnung sich freuend; und dann ein erlösendes Abebben des ungeheuren Geschehens und Hinübergleitens in den Frieden des „freundlichen Abendrotes über dem See“.

Nach der Belagerung von Rapperswyl habe Peter den Herzogen von Österreich zu einem siebenjährigen Frieden geraten[100]). Diesen

---

[95]) Siehe oben S. 14.
[96]) Tillier Bd. I S. 273.
[97]) Müller Bd. II S. 503.
[98]) Werke Bd. XVI S. 320—329.
[99]) Hg. von Bodmer, Bong u. Co., S. 108 ff.
[100]) Werke Bd. XVI S. 331.

Frieden bekundet Müller; aber der Thorberger ist nicht unter den Vermittlern[101]). — Es folgt der Handel des verräterischen Bürgermeisters Schön von Zürich, den Gotthelf wiederum genau nach Müller gibt[102]).

Peter von Thorberg zieht sich danach aus der Welt zurück auf sein Schloß im Krauchthal. Die Talbewohner sehen ihn unheimlich in sich verschlossen auf seine Burg reiten. Wie ein Gespenst durchstreift er namentlich in Sturmnächten den Burghügel. In einer der wildesten Gewitternächte gewahrt man eine Frauengestalt neben ihm. Es ist Martha von Krauchthal. Vor 200 Jahren hat sie einen Fluch ausgestoßen und dem Hause Thorberg Vernichtung gewünscht. Ihr Mann Petermann war mit Peter von Thorbergs Ahne Ulrich nach Italien auf einen Beutezug geritten. Ulrich kam sehr reich und allein zurück. Petermann sei gefallen, meldete er. Die reich gewordenen Thorberger verachteten des Krauchthalers Witwe und ihre Kinder. Diese verarmten immer mehr, und als Martha in tiefstem Elend den Thorberger auch nur um einen freundlichen Blick bat und dieser sie verhöhnte, verfluchte sie ihn und sein Haus. Ihr Geist kam danach nicht zur Ruhe. Sie wurde gestraft für den Fluch, und diese Strafe sollte währen, bis der Fluch in Erfüllung gegangen, bis der letzte Thorberger gestorben wäre. An Peter sollte sich alles erfüllen, mit ihm Martha zur Ruhe kommen[103]).

Woher hat Gotthelf diese Sage? Er selber schreibt: „und eine Sage tauchte wieder auf, die längst unter dem Volke lebte“ ...[104]).

Beim Durchforschen der Schweizerischen Sagenbücher findet man in Kohlruschs Sammlung[105]) das Folgende:

„Der feurige Unhold auf Thorberg.“

„Ein alter Mäusefänger aus Littau erinnerte sich aus seiner Jugendzeit noch gar wohl, in dem jetzt wiederhergestellten Schloß Thorberg oft ein gräulich Gespenst erblickt zu haben.

Einst habe er es auch am Vorabend des Allerseelentages gesehen, als er spät bei Nacht von Burgdorf nach Hause gegangen sei. Da habe er es sich genau betrachtet. Es sei von riesigem Körper und kohlschwarz gewesen, ob es aber einen Schwanz gehabt, könne er nicht genau sagen. Sein Kopf, mit einem feurigen Helm bedeckt, habe helle lichte Flammen gesprüht, so daß man hätte meinen müssen, alle Tannen

---

[101]) Müller Bd. II S. 513.

[102]) Werke Bd. XVI S. 332 ff. und Müller Bd. II S. 516 ff.

[103]) Werke Bd. XVI 336 ff.

[104]) Werke Bd. XVI 336.

[105]) E. Kohlrusch: Schweizerisches Sagenbuch, Leipzig 1854, S. 69.

würden sich davon entzünden, und mit einem ebenfalls feurigen Schwert in der Hand habe es wie im Kampf nach allen Seiten hingeschlagen.

Ein andermal wieder habe er es gesehen, wie es von dem Schloß über alle Bäume und die Berge hinwegspaziert sei, und erst vor zwanzig Jahren sei es von einem halbheiligen Pater in den Tobel unter das Schloß gebannt. Dort höre man aber sein Gebrülle und Jammern oft noch ganz deutlich und des Nachts sehe man bei schlechter Witterung kleine Lichtlein, die wie in Prozession das alte Gemäuer hinaufwallten."

Man wird gegen diese Sage einwenden, sie enthalte viel Ungereimtes. Einmal müsse man nicht an Thorberg vorbei, wenn man von Burgdorf nach Littau wandern wolle, dieses, nur wenige Kilometer von Luzern entfernt, erreiche man überdies nicht in vernünftiger Zeit, wenn man erst spät bei Nacht in Burgdorf aufbreche. Ferner gebe es zwanzig Jahre vor dem Erscheinen dieses Sagenbuchs (1854) bei Thorberg keine halbheiligen Pater mehr. — Zudem befindet sich in Littau eine Häusergruppe mit Namen Torenberg, eines der Häuser soll auf einer Burgruine stehen[106]). Es könnte sich also um eine Luzernersage handeln. — Kohlrusch erzählt jedoch diese Sage ausdrücklich unter den „Berner Sagen". Der Littauer Mäusefänger könnte ehedem im Kanton Bern, vielleicht in der Nähe von Thorberg, gewohnt und es als katholischer Luzerner mit dem bannenden Geistlichen nicht so genau genommen haben.

Wenn man in Gotthelfs Sage folgende Stellen liest: „er stund wie eine Säule auf einem Vorsprung"[107]), „Er ward das Rätsel des Tales"[108]), „wenn er durch Wälder und Klüfte wandle"[109]), „Andere meinten, die Last seiner bösen Taten liege auf ihm, das Gewissen sei ihm aufgewacht und lasse ihm Tag und Nacht keine Ruhe"[110]), „Auf hohem Hügel, dessen kahler Gipfel über dunkle Tannen weithin sichtbar war, stand ein hohes Ritterbild, die Arme verschränkt, angetan mit Helm und Harnisch, hoch und trotzig schauend ins nahende Gewitter"[111]), so erinnert das jedenfalls stark an das Benehmen des „feurigen Unholds auf Thorberg" bei Kohlrusch. Gotthelf konnte die Sage wie jener aus dem Volke direkt erfahren haben und damit aus eigener Phantasie das Motiv der verfluchenden Martha von Krauchthal, die an ihrem Fluche zweihundert Jahre leiden muß, kombiniert haben. Martha von Krauchthal ist der Phantasie des Dichters entsprungen mitsamt ihrer novellisti-

---

106) Vgl. Geographisches Lexikon der Schweiz Bd. III S. 155.

107–110) Werke Bd. XVI S. 335.

111) S. 340.

schen Aufgabe. Der Entwurf zum Thorberger[112]) beweist es, dort ist ein Fräulein von Krauchthal vorgesehen, in der Erzählung ist es eine Witwe und Mutter. Offenbar plante Gotthelf zuerst ein unglückliches Liebesverhältnis der Martha von Krauchthal zu Peter von Thorberg als Ursache des Fluches anzunehmen. Dem Geistlichen war dann eine auf dem Stamm lastende Schuld nach dem mosaischen Gesetz: Ich suche die Missetat der Väter heim an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, das willkommenere und zugleich künstlerisch viel wertvollere Motiv. Sehr bezeichnend für das strenge ethische Empfinden des Dichters ist es, daß die Fluchende selber viele Menschenleben lang an ihrem Fluch zu tragen hat.

Nachdem Martha von Krauchthal dem Freiherrn erschienen war, ging er daran, in Thorberg eine Kirche zu bauen. Eines Tages ritt er mit stattlichem Gefolge nach Bern, um den Rat unter dem Schultheißen Ludwig von Seftigen zu bitten, die Schirmvogtei über das neue Gotteshaus zu übernehmen, wozu er den Wunsch fügte, es möchte der Vogt aus dem edlen Hause von Krauchthal bestellt werden.

„Endlich wurde das große Haus fertig, ein Karthäuserkloster sollte es werden. Aus der ... Karthause bei Grenoble zog der erbetene Prior ein“[113]), erzählt Gotthelf. Darauf wurde das Kloster durch den Bischof geweiht, bei welchem Anlaß man die Armen speiste und ihnen die Füße wusch[114]).

Eines Abends legte sich der greise Freiherr zum Sterben hin. Unter den Gebeten des Priors entschwebte seine Seele, und damit wurde auch Martha von Krauchthal von ihrer Schuld befreit, und sie gelangte zur Ruhe[115]).

Diesen letzten Ereignissen liegt folgende Stelle bei Johannes von Müller zugrunde: „Da erwarb der alte Österreichische Feldhauptmann und Rath, Herr Peter von Thorberg, den Schweizern in Krieg und Frieden durch viel Gutes und Böses bekannt, endlich der Welt müde und seiner Sünden reuig, daß die Herzoge ihn der Lehenschaft lossagten, womit sein Schloß Thorberg den Grafen von Kiburg, ihren Dienstmannen gebunden war. Hierauf trat er vor den Schultheiß und Rath von Bern, zu erklären, daß er, Thorberg, das Krauchthal und Koppigen zu einer Carthause stifte, und ihnen zu Burgrecht und in Kastvogtei

---

112) Vgl. oben S. 14.

113) Werke Bd. XVI S. 349.

114) Ebenda S. 350.

115) Ebenda S. 354 f.

auftrage“[116]). Müller[117]) und Tillier[118]) nennen aus jener Zeit einen Schultheißen Ludwig von Seftigen. Tillier zitiert einen Brief des Priors der großen Karthause bei Grenoble an Johann von Breisig, den ersten Prior zu Thorberg, datiert 17. Juni 1397[119]). Müller wiederum erwähnt einen „Petermann von Krauchthal, Schultheißen, Herrn zu Konolfingen und Bümpliz, Kastvogt auf Thorberg[120]). Möglicherweise kannte Gotthelf auch die Urkunde im Solothurner Wochenblatt von 1832, in der es heißt, daß Peter von Krauchthal und seine Nachkommen „je zu den Zeiten“ Vögte der Thorberger seien[121]).

So finden wir auch am Schluß der Erzählung die geschichtlichen Angaben Gotthelfs in alle Einzelheiten belegt.

Am Ende dieser Untersuchung über die Quellen zum „Letzten Thorberger“ läßt sich mit Bestimmtheit feststellen, daß Gotthelf vor allem die Werke Johannes von Müllers und Anton von Tilliers ausgiebig benutzte. Es gelingt jede Episode geschichtlichen Charakters und beinahe alle Namen der handelnden Personen bei diesen beiden Geschichtsschreibern genau nachzuweisen. Und zwar verwendete sie der Dichter nicht nur so, daß er sie vor der Gestaltung seiner Novelle einfach durchlas, sondern die im allgemeinen genau gleiche Anordnung der einzelnen Ereignisse, die genaue Entsprechung gewisser absoluter Tatsachen, wie Daten, Zahlen über Truppenstärke und Verluste in den Schlachten, die geradezu wörtliche Übereinstimmung vieler Stellen beweisen, daß Gotthelf den zweiten Band von Müllers und den ersten Band von Tilliers Geschichtswerk während der Niederschrift seiner Erzählung ständig vor sich aufgeschlagen hatte. Justingers Chronik diente ihm als unmittelbare Vorlage für die Strophe aus dem Guglerlied, Kuhns Aufsatz in den Alpenrosen 1822 möglicherweise für die Erklärung des Namens Röthenbach (er konnte sie indessen auch unmittelbar aus dem Volk haben), eine Urkunde im Solothurner Wochenblatt 1832 wahrscheinlich für Peter von Thorbergs Wunsch, die Krauchthaler möchten Kastvögte der neuen Karthause werden. — Damit sind wohl alle gedruckten Quellen zum Thorberger genannt.

---

[116]) Müller Bd. II S. 548.

[117]) Ebenda S. 604.

[118]) Tillier Bd. I S. 321.

[119]) Ebenda S. 307.

[120]) Müller Bd. II S. 602.

[121]) S. 256 f.

Die Untersuchung bestätigt, was bei der Besprechung des Planes zu einem Bubenberg-Roman festgestellt wurde: Gotthelf nahm die geschichtliche Fundierung seiner Novellen sehr ernst, und Manuels Meinung, er habe sich für den Thorberger „ein wenig in der Geschichte umgesehen, doch fehlten die rechte historische Unterlage und gründliche historische Studien“[122]), dürfte damit widerlegt sein.

Manches und Wichtiges hat Gotthelf aus dem Volk geschöpft: die Sage vom Fluch, der auf dem Hause Thorberg lastete und die von den verborgenen Schätzen im Schloßberg. Bis auf unsere Tage fanden sich gläubige Seelen, welche darnach suchten und gruben. Im Volke hörte er auch, was er vom Kloster Rüegsau erzählt. — Bei weitem nicht so Vieles, wie man von Gotthelf im allgemeinen anzunehmen geneigt ist, hat seine Phantasie hervorgebracht: die Taten des Hans Rieder, die Liebesverhältnisse Cunos und Adelgundens, diese beiden Gestalten überhaupt, die Figur und das tragische Schicksal der Martha von Krauchthal, die Legende vom Tode der Adelgunde. Von großer Wichtigkeit ist, was der Dichter aus eigener Anschauung gewann: die genaue Kenntnis der örtlichen Verhältnisse z. B. im Krauchtal, durch das ihn der Weg von Lützelflüh nach Bern führte, im Röthenbachtal, auf der Ruine Brandis usw. Die meisten Schauplätze der Erzählung liegen in Gotthelfs engster Heimat.

Der Bubenbergplan kam nie zur Ausführung, obgleich nach des Dichters eigener Aussage der Stoff ungemein verlockend war. Der Thorberger hingegen, bloß durch die Anfrage eines Verlegers veranlaßt, wurde eine umfangreiche Erzählung, der Held selber zu einer starken, glaubhaften Gestalt. Weshalb? Zum Bubenberg fehlte eine wichtige Voraussetzung zu künstlerischer Gestaltung, welche im Thorberger gegeben war: „Ich glaube, daß das Genie nichts geben kann, als was es in sich selbst gefunden, und daß es nie eine Leidenschaft oder Gesinnung schildern wird, als die es selbst als Mensch in seinem eigenen Busen trägt“[123]), schreibt Grillparzer. — Von Gotthelf zum Thorberger spannen sich innerste und innigste Fäden. Held und Dichter sind wesens- und schicksalsverwandt. Der Thorberger stemmt sich gegen den notwendigen geschichtlichen Verlauf; er will den Sieg der emporwachsenden Städte über den niedergehenden Adel aufhalten. Sein Charakter erträge nicht, daß er Burger in Bern würde, wie so viele andere.

---

[122]) Manuel: Jeremias Gotthelf S. 93.

[123]) Studien zur englischen Literatur, 5. Aufl. XVI S. 165, zitiert bei Wetz: Verhältnis d. Dichtung zu Wirklichkeit und Geschichte, S. 154.

Er stellt sich den Konflikten und will sie zugunsten des Adels lösen, weil er selber ein Aufstrebender in höhere Ränge ist. Er ist nicht der schweizerische Götz von Berlichingen, nicht einfach konservativ wie jener, sondern expansiv. — Mißerfolg reiht sich an Mißerfolg; er sieht den Feind groß werden, die Standesgenossen niedergehen. Die Geschichte schreitet über ihn hinweg. Er muß seine Waffen strecken und entsagen. — Sein Schicksal ist das des patrizischen und patriarchalisch denkenden Bitzius, den die politischen Ereignisse besiegten.

Es ist von Anfang als ästhetischer Mangel empfunden worden, daß die geschichtlichen Vorlagen auf den „Letzten Thorberger" so großen Einfluß haben. Schon Burkhalter schrieb: „Sie haben zu viele der wichtigsten Momente der alten Schweizergeschichte in dem engen Raum ausgebeutet[124]), und Gotthelf selber gestand, während er an der Novelle arbeitete, er habe „in der Angst nicht genug zu haben viel zu viel Stoff umklammert und die Sache unnötig verwickelt"[125]). „Der letzte Thorberger" ist das Werk eines Anfängers im historischen Fach. Ein Meister hätte es gar nicht unternommen, so viele auseinanderstrebende Elemente in einer Erzählung zu vereinigen. Da und dort ragt das Gerüste der Geschichte nackt und bloß heraus, an andern Stellen wird es von der Handlung der Thorbergischen Menschen wild und maßlos überwuchert. Wie in der Natur Pflanze und Stütze sich nur an wenigen Stellen berühren, aber niemals eins und dasselbe werden können, so knüpft die Cuno-Handlung nur lose bei einzelnen Momenten des geschichtlichen Verlaufes an: in Fraubrunnen, auf dem verwaisten Schloß Brandis, an der Letzi im Glarnerland, in Rapperswyl; sie geht aber nie darin auf. Adelgunde führt erst recht ein Sonderdasein auf der Burg und in den Wäldern des Krauchtals. Sie könnte mit Leichtigkeit aus der Erzählung weggedacht werden. Gotthelf ist im Bezug auf Cuno und Adelgunde weit davon zu erfüllen, was Faguet vom historischen Dichter fordert: „Si la conscience historique commanderait de distinguer très nettement en un ouvrage de ce genre ce qui est historique et ce qui ne l'est pas, la conscience artistique commande précisément tout le contraire et veut que l'érudition et l'imagination soient intimement unies dans tout le travail et travaillent ensemble sans bien savoir elles-mêmes où l'oeuvre de l'une commence et où commence l'oeuvre de l'autre"[126]). — Ganz anders ist es mit Peter von Thorberg: sein Geschick erfüllt sich wegen des geschichtlichen Verlaufes und im geschichtlichen Verlauf.

---

[124]) Briefe an Gotthelf S. 11.

[125]) An Carl Bitzius, 26. Juni 1840.

## b) Der Knabe des Tell.

Hat ein Stoff einmal die ihm entsprechende gültige Form gefunden, so gelingt es nachgeborenen Dichtern selten, ihn vollwertig neu zu gestalten, auch wenn sie ihn völlig anders sehen und in einer andern Dichtgattung darstellen wollen. Das große Original scheint sie wie mit überirdischem Glanz zu blenden und zu verwirren. An Hebbels Bühnen-Nibelungen glaubt man nicht; viele haben sich am Fauststoff müde gerungen. Schillers Tell ist das große und zugleich volkstümliche National drama der Schweizer geblieben trotz aller Versuche, einen realistischen Volks-Tell zu schaffen[127]).

Auch Gotthelf mußte den Schatten des großen Schiller-Dramas schwer auf seinem Stoffe ruhen fühlen, als er daran ging, eine Tell-Novelle zu schreiben. Es mußte sein Bestreben sein, diesem Schatten nach Möglichkeit auszuweichen, sollte sein Werk nicht davon verdunkelt werden. Schon sein Vetter Carl Bitzius, der zu Gotthelfs Werken so manchen wertvollen Rat beisteuerte, erkannte das und schrieb nach Einsicht des Manuskripts an den Dichter: „Eine eigenthümliche Schwierigkeit ... lag darin, daß die Hauptszenen aus Vater Tells Leben von Schiller unübertreffbar gegeben worden sind, ja daß seine Darstellungsart, die Worte, welche er den Hauptpersonen in den Mund legt, uns so in Fleisch und Blut übergegangen sind, daß jede Abweichung von denselben uns fast anstößig wird. Klug schien es mir daher, daß du über mehrere dieser Szenen so rasch als möglich weggegangen bist“[128]).

Es ist selbstverständlich, daß Gotthelf den Schillerschen Tell genau gekannt hat. Wir wissen auch, daß er in seinen Berner Studienjahren bei einer Aufführung der Gymnasiasten den Melchthal hätte spielen sollen[129]). Hans Bloesch teilt den Grund, warum Gotthelf die Rolle nicht auch wirklich darstellte in einer Plauderei, „Allerhand vom alten Berner Theater, aus den Memoiren des Pfarrers Karl Howald“, ergötzlich mit[130]). „Bitzius (der nachherige Jeremias Gotthelf) konnte sich als Melchthal beim Bundesschwur nicht einer deutlichen Aussprache bedienen. Er wurde aus dieser Rolle entlassen, und seinetwegen wurde die schöne Szene gar nicht aufgeführt.“

Trotzdem also Gotthelf mit Schillers Drama wohl vertraut war, hat dieses als Quelle nicht die Bedeutung, welche man ihm beim ober-

---

126) La Renaissance du Roman Historique S. 145.
127) Vgl. Elsbeth Merz: Tell im Drama vor und nach Schiller.
128) Unveröffentlichter Brief vom 27. Nov. 1845.
129) Werke Bd. XVIII, Anm. S. 449.
130) Der Kleine Bund: Jahrgang 9, 1928 Nr. 51.

flächlichen Vergleichen beimißt und bisher allgemein beigemessen hat. Grundlegende Quelle sind wiederum Johannes von Müllers „Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft". In Vielem geht Gotthelf weit über ihn hinaus; dabei stützt er sich nicht auf Tschudi, wie Muret[131]) annimmt, und nicht auf Schiller, sondern er wählte eine verhältnismäßig junge Publikation, welche in einzelnen Fällen Tschudis Version wieder aufnahm, die „Neue Schweizerchronik fürs Volk" des St. Gallers Dr. J. A. Henne[132]). Dem Schweizergeschichts-Lehrer der Normalkurse wird sie als bequemes, anekdotenreiches Vorbereitungsmittel bekannt und vertraut geworden sein.

Sehr aufschlußreich für das Quellenverhältnis zwischen der Erzählung „Der Knabe des Tell", dem Drama „Wilhelm Tell" und den beiden geschichtlichen Darstellungen sind die Eigennamen und das Personenverzeichnis. Die Hauptgestalten sind natürlich in Funktion und Namen gleich. Hingegen ist bei Gotthelf die Stauffacherin nicht „des edlen Ibergs Tochter", wie bei Schiller, sondern sie heißt Margaritha Herlobig[133]), wie sie bei Müller und Henne genannt wird. Müller erwähnt ein Kind Tells, aber nicht mit Namen: den Knaben, dem der Apfel vom Haupt geschossen wird; Schiller nennt zwei Söhnlein, Wilhelm und Walter, Henne ebenso; Gotthelf erkennt dem Tell drei Kinder zu, zwei Knaben, deren Namen er bei Henne wie bei Schiller lesen konnte, und ein Mädchen[134]), das er hinzuerfunden hat. Tells Weib ist als Gestalt eine Erfindung Schillers, Gotthelf übernimmt sie von ihm, nennt sie aber nicht Hedwig, sondern gibt ihr den volkstümlicheren emmentalischen Namen Betli[135]).

Andere Unterschiede in den Eigennamen sind orthographischer Art; sie verraten jedoch nicht minder deutlich, wo Gotthelf schöpfte. Er schreibt z. B. den Ortsnamen Bruck, was an einem Berner überraschen muß, Müller hat Brugk. Stauffacher schreibt Gotthelf ohne Verdoppelung des f: Staufacher. Der Vogt auf Rotzberg heißt bei ihm Wolfenschießen, bei Müller Wolfenschieß. Man ist zunächst geneigt, anzunehmen, Gotthelf schreibe so nach Schillers Vorbild. Nun enthält aber Henne alle diese Schreibungen auch, dazu jenes auffällige Staufacher, womit er allein mit Gotthelf von Schiller und Müller abweicht.

---

131) Muret: Jérémie Gotthelf S. 250.

132) St. Gallen, beim Verfasser 1828.

133) Schiller: Tell I/2 V. 240; Werke Bd. XVIII S. 184; Müller Bd. I S. 642; Henne Bd. I S. 239.

134) Werke Bd. XVIII S. 123.

135) Ebenda S. 146.

Hinwiederum hat Gotthelf einzig mit Schiller gemeinsam den Namen Roßberg anstatt Rotzberg. Ursache dafür ist aber eher die Verwechslung mit dem bekannten Roßberg ob Goldau als Schillers Schreibung[136]).

Eine ganze Anzahl von Episoden und Gesprächen machen zunächst den Eindruck, sie seien unmittelbar aus Schiller entnommen. Den Zusammenstoß Geßlers mit Stauffacher vor dem neuen Haus in Steinen beschreibt Gotthelf z. B. so:

„Der Vogt ritt hart an ihn (Stauffacher) und frug, wem das Haus gehöre. Ehrerbietig antwortete der Stauffacher: «Herr Ritter, es ist meines Herrn, des Königs (Reichseigentum), und Euer und mein Lehn.» — Da sprach Geßler hoch vom Pferd herab. «Ich bin an meines Herrn, des Königs, Statt Regent im Lande und will nicht, daß die Bauern Häuser bauen ohne mein Verwilligen, will nicht, daß die Bauern so frei leben, als ob sie Herren wären»“[137]). — Ganz deutlich scheinen hier die Verse der zweiten Szene des ersten Akts[138]) aus Schillers Tell durchzuklingen; aber Gotthelf schöpfte nicht dort, sondern er schrieb Henne zum Teil wörtlich ab. (Müller kommt nicht in Frage, er bietet dieses Ereignis sehr kurz.) Bei Henne lesen wir: „auf Geßlers barsche Frage, wem die Herberge gehöre (antwortete Stauffacher) bescheiden: «Gnediger Herr, si ist mines Herrn, des Königes, und üwer und min Lehen“. Der Landvogt aber ... sprach gebieterisch: „Ich bin an mines Herrn des Küniges statt Regent im Land, und will nit, daß Buren Hüser buwind ohne min Verwilligen, will ouch nit, daß ihr also fri lebend, als ob ihr selbs Herren sigind»“[139]). Woher aber diese große Ähnlichkeit zwischen Henne und Schiller? Beide hielten sich sehr eng an ihre gemeinsame Vorlage Tschudi.

Die Besprechung der drei Eidgenossen im Hause Walter Fürsts erinnert sehr stark an die Szene im Drama. Melchthal ist der gleiche draufgängerische Jüngling; aber im Gegensatz zu Schiller, der annimmt, Melchthal habe sich in Fürsts Haus verborgen gehalten, muß er bei Gotthelf von auswärts erst herbeigerufen werden. Hierin stimmt er wiederum mit Henne überein[140]).

Von Henne hat Gotthelf auch die Datierung des Apfelschusses.

---

[136]) Die Herausgeber des neuen Gotthelf korrigierten in Stauffacher, Brugg und Rotzberg. Vgl. dazu den Anhang Bd. XVIII S. 454 und Müller Bd. I S. 639; II, 24; Henne Bd. I 238, 244, 252; Schiller Tell V/1 V. 2946.

[137]) Werke Bd. XVIII S. 183.

[138]) Tell V/2 V. 221.

[139]) Henne Bd. I S. 238.

[140]) Werke Bd. XVIII S. 188; Schiller, Tell I/4; Henne Bd. I S. 239.

Gotthelf läßt Geßler „am Tage vor Othmarus, den fünfzehnten im Wintermonat“[141]), nach Altdorf kommen; bei Henne wird Tell „am Sonntage nach St. Othmars ... Feste, den 18. Wintermondes“[141]), bei Geßler verklagt. Von Schiller hingegen stammt das Motiv eines Zusammentreffens zwischen Tell und Geßler vor den Ereignissen in Altdorf, hier ist es im Schächental, bei Gotthelf in den Clariden; von Schiller ebenfalls der Volksauflauf bei der Apfelschußszene (hierbei wählt Gotthelf selbständig und sehr geschickt die Gelegenheit eines Kirchenausgangs am Sonntag, wo die Männer unbewaffnet gehen); Rudenz ist in der Erzählung ganz fallen gelassen. Müller steuerte das Rechtsmotiv bei: „Um das uralte Recht, daß kein Urner aus dem Lande geführt, sondern im Lande mußte gerichtet werden, kümmerte er (Geßler) sich nicht[142]). Müller hat: ... sondern führte ihn (mit der Verletzung der Freyheit, welche die ausländischen Gefangenschaften verbot) über den Waldstättersee“.

Daß Geßler mit einem Knechte Hut und Mantel tauschte, nachdem er dem Sturm auf dem Vierwaldstättersee entronnen war, ist nicht eine Erfindung Gotthelfs, so gut es zu dem haltlosen, argwöhnischen Geßler-Charakter in seiner Erzählung paßt. Bei Henne fand er: „und Geßler, obwohl er, nach der Lage, in eines Knechtes Kleidern herritt, wurde von dem Rächenden erschossen“[143]).

Die Ermordung Geßlers in der Hohlen Gasse, einen berühmten Höhepunkt in Schillers Drama, beschreibt Gotthelf in knapp sieben Zeilen, so dankbar es wäre für den Epiker wie für den Dramatiker, ausführlich dabei zu verweilen. Die Furcht vor dem Schatten des großen Vorgängers zeigt sich hier besonders augenfällig. Anstatt in einem Monolog vor der Tat rechtfertigt sich Tell bei Gotthelf nach der Tat gegenüber Stauffacher und seinem Weibe, indem er ihnen den Hergang erzählt. Hennes Darstellung wies ihn auf diese Lösung.

Rotzberg wird in der Erzählung nach den Angaben Müllers und Hennes durch einen „Jüngling von Staus“ erobert, nicht wie bei Schiller durch Melchthal, wo alle Taten auf möglichst wenige Helden konzentriert werden mußten.

Völlig frei erfunden ist die Rettung des kranken Mannes aus dem hilflos auf dem See treibenden Boot[144]) unmittelbar vor Tells kühner Fahrt mit Baumgarten durch die aufgewühlten Wogen. Durch das

---

141) Werke Bd. XVIII S. 217; Henne I S. 240.
142) Werke Bd. XVIII S. 227 und Müller Bd. I S. 646.
143) Henne Bd. I S. 243 und Werke Bd. XVIII S. 232.
144) Werke Bd. XVIII S 166.

Nacheinander dieser verwandten Motive erfährt Tells lebensgefährliche Hilfeleistung gegenüber Baumgarten eine kräftige Steigerung, zugleich erfüllt sich Gotthelfs Absicht, seine Darstellung in möglichst allen Dingen von derjenigen Schillers zu unterscheiden.

Die Selbsthilfe Baumgartens gegenüber Wolfenschießen ist in allen drei Vorlagen gleich geschildert. Aber einzig Schiller bringt Tell in Beziehung dazu, indem er ihn zum Retter Baumgartens macht. Gotthelf war diese Verknüpfung der verschiedenen Sagen willkommen; er folgt Schiller darin genau, mit der genannten Verstärkung des Motivs durch eine voraufgehende Rettung aus der Gefahr des Sees.

Alle Einzelheiten geschichtlicher Art lassen sich im „Knaben des Tell" genau wie im „Letzten Thorberger" in den historischen Quellenwerken nachweisen: z. B. die Datierung der Zusammenkunft im Rütli[145]), die Einnahme der Burg Landenberg[146]) usw. In verschiedenen Fällen ist die Übereinstimmung wie im „Thorberger" wörtlich, wobei Gotthelf miteinander aus Müller und Henne schöpfte, die offenbar fortwährend vor ihm aufgeschlagen waren. Die Episode zwischen der rachesüchtigen Königin Agnes und dem Einsiedler Strobel illustriert die interessanten Abhängigkeitsverhältnisse sehr deutlich:

| Gotthelf Werke, Band XVIII, S. 263. | Müller, Bd. II, S. 24f. | Henne, Bd. I, S. 252. |
|---|---|---|
| „Unterhalb Brugg (Bruck) wohnte in einer Felsenhöhle ein Einsiedler, Berchtold Strobel von Oftringen, weiland ein berühmter Krieger des Kaisers Rudolf, der in einem Turnier zu Lausanne den ersten Preis erhalten hatte. Diesen traf Agnes einmal und bat ihn dringlich, daß er doch auch die Kirche ihres Klosters besuchen möchte. Da sprach der fromme | „Doch wünschte sie (Agnes) vergeblich, daß Bruder Berchtold Strobel, ein alter Kriegsmann weiland König Rudolfs, welcher bei Habsburg auf einem Berg ... einsiedlerisch lebte, in die Kirche ihres Klosters käme: denn er sprach zu ihr: | Dennoch weigerte sich der fromme Bruder Berchtold Strobel von Offtringen, einst ein Held unter König Rudolf und Sieger am Turnspiel in Losanne 1275, der unter Bruck in einer Grotte lebte, sie zu besuchen und sprach zu ihr: |

[145]) Vgl. Werke Bd. XVIII S. 211; Henne Bd. I S. 240.
[146]) Vgl. Werke Bd. XVIII S. 247; Müller Bd. II S. 2; Henne Bd. I S. 252.

| | | |
|---|---|---|
| Alte: „«Frau, es ist schlechter Gottesdienst, wer unschuldig Blut vergießt und aus dem Raub Klöster stiftet; Gott hat Gefallen an Gütigkeit und Erbarmung.»“ | «Frau, Es ist ein schlechter Gottesdienst, wer unschuldig Blut vergießt, und aus dem Raub Klöster stiftet; Gott hat Gefallen an Gütigkeit und Erbarmung.»“ | «Frau, es ist ein schlechter Gottesdienst, unschuldig Bluot vergießen, und us dem Raube Klöster stiften. Gott hat Gefallen an Güetigkeit und Erbarmung.»“ |

In der Charakterisierung des Ortes und der Personen besteht genaue Übereinstimmung zwischen Gotthelf und Henne; in der direkten Rede bietet Müller zum gleichen Wortlaut die übereinstimmende syntaktische Formulierung. Wir haben also eine deutliche Kontamination.

Johann von Schwabens Mordtat an seinem königlichen Onkel, sein Alter, sein ferneres Schicksal mit allen Stationen schildert Gotthelf genau nach Müller[147]). Wie der Dramatiker Schiller vergleicht der Epiker Gotthelf Tells Tat mit derjenigen des Parricida. Schiller führt die beiden Attentäter auf der Bühne zusammen, den gehetzten Flüchtling mit dem gepriesenen Freiheitshelden. Gotthelf ergeht sich in einer theologischen Betrachtung: „Haltet den Tell gegen den armen Johann“, hebt er an, und „Gott wollte zeigen den Unterschied zwischen einer Mannestat und einem Bubenstück“[148]), beschließt er. — Was bei Schiller der Tell zum Parricida sagt, legt Gotthelf dem Abte von Einsiedeln in den Mund. — Die beiden Mordfälle gegeneinander auszuspielen, ist so naheliegend und dankbar, daß schon vor Schiller Meißner in seinem „Johann von Schwaben“ die Kontrastwirkung ausnützte. Schiller schöpfte das Motiv dort[149]).

Die Schlacht bei Morgarten, dieser historische Vorwurf ersten Ranges, ist besonders aufschlußreich für Gotthelfs Quellenabhängigkeit. Wie Müller nimmt Gotthelf die Hochzeit König Friedrichs und Herzog Leopolds in Basel zum Ausgangspunkt für den Zug nach Morgarten[150]). Müller erzählt ausführlich, wie Rudolf Reding von dem Weiler Biberegk den kriegsbereiten Schweizer Führern den Schlachtplan auseinandersetzt. Der geistliche Dichter von Lützelflüh beweist auch hier seine Liebhaberei für strategische Probleme. Er nimmt Redings Vortrag auf in seine Erzählung und schildert die gespannt

---

147) Werke Bd. XVIII S. 257 ff.; Müller Bd. II S. 19.

148) Werke Bd. XVIII S. 259.

149) Schillers Werke, Saec. Ausg. Bd. VII Anm. zu Tell S. 370.

150) Werke Bd. XVIII S. 272 und Müller Bd. II S. 27 ff.

zuhorchenden Krieger, unter ihnen Tell[151]). — Die Angaben über die Truppenstärke, das Gesuch der Geächteten um Erlaubnis zur Teilnahme an der Schlacht und seine Ablehnung, die Schilderung der Schlacht bis auf die landschaftliche Einführung stimmen genau mit Müller überein, ebenso die Namen von Kämpfenden und Toten, wie der zwei Brüder Geßlers, Landenberg, Montfort und Walter Fürst, Tells Schwager[152]). Die Flucht Leopolds von Österreich aus der verlorenen Schlacht zeigt wörtliche Anklänge[153]).

Nun aber bereichert Gotthelf seine Darstellung des Tages von Morgarten mit einer Menge von Einzelheiten, die man umsonst bei Johannes von Müller sucht. Genaue Vergleiche mit allen einschlägigen schweizergeschichtlichen Publikationen, welche Gotthelf zugänglich waren, ergeben, daß nur eine diese Motive alle enthält, und zwar vielfach in so genau übereinstimmender Form, daß sie als Hauptquelle für Morgarten in Betracht kommen muß. Es ist wiederum Hennes „Neue Schweizerchronik fürs Volk". Bei Henne finden sich die Worte, die Heinrich von Hospital, ergriffen von der Größe des österreichischen Heeres, gerufen haben soll: „Wer von uns sich nicht an fünfzig Feinde wagt, trete aus und ziehe heim zu seinem Weibe"[154]). Ein geringer Unterschied besteht nur darin, daß Henne es liebt, die direkte Rede in eine archaisierende und dialektgefärbte Sprache zu kleiden. — In Hennes Darstellung steht ferner, im Gegensatz zu zahlreichen andern, auf dem Pergament, welches der Hünenberger mit einem Pfeil über die Letzi schoß, wörtlich der gleiche Text wie bei Gotthelf: „Hütent üch uf St. Othmars Abend am Morgarten"[155]). — Im Gegensatz zu Müller erwähnt Henne wie Gotthelf den Abt von Einsiedeln unter den Kämpfenden[156]); von ihm stammen die Zahlen über die Verluste der Eidgenossen: von Schwyz sieben, von Uri fünf, von Unterwalden zwei[157]). — Die Schilderung des Abends von Morgarten ist in Gotthelfs Erzählung von überwältigender Wirkung. Den Höhepunkt erreicht sie, wo

---

151) S. 281 und Müller II S. 38.

152) S. 285 und Müller II S. 40.

153) S. 286 und Müller S. 41.

154) Dieses Hospenthal-Motiv findet sich zuerst in Stadlins Topographie von Zug, der damit die Darstellung J. v. Müllers zu ergänzen suchte. Durch die Schweizergeschichte von Bannwart u. a. hat es größere Verbreitung gefunden. Vgl. dazu den Aufsatz von Dr. Theodor von Liebenau in Mitteilungen des Hist. Vereins des Kt. Schwyz 3. Heft S. 20 und Henne Bd. I S. 250.

155) Werke Bd. XVIII S. 280; Henne Bd. I S. 258.

156) S. 286; Henne S. 261.

157) S. 288; Henne S. 261.

der junge todwunde Walter Tell sich zum Sterben in die Arme seiner Mutter bettet. Der Dichter fand auch dazu bei Henne willkommene Unterlagen: die Eidgenossen „blieben nach alter Sitte bis Abends, wie Tschudi ausdrücklich angibt, auf der Walstatt, zu warten, ob sich noch was zutrüge“[158]), lesen wir und: „dann zogen sie von Uri noch Nachts heim, indeß die Unterwaldner zu Brunnen übernacht blieben“[159]). Diese letzte Angabe beutet Gotthelf novellistisch sehr geschickt aus und verwebt sie in seine Erzählung, indem er sie so begründet: „Die Urner aber eilten alsbald zu Schiffe, sie wollten den Knaben der Mutter bringen, wollten ihm die Heimat wieder zeigen“[160]). Tell Vater und Sohn als Mitstreiter bei Morgarten sind Erfindungen des Dichters. Tell ist Gelegenheit geboten, weitere Beweise seines Heldensinns zu geben, und an dem jungen Walter offenbart sich, daß dieser Heldensinn auf ihn überging und sich in ihm mächtig entfaltete, seit er den Apfel trug.

Gotthelf verwendete also zwei Vorlagen mit- und durcheinander. Trotzdem gelang ihm eine sehr geschlossene und kraftvolle Schilderung des Schlachttages von Morgarten.

Volkssagen sind willkommener Schmuck für historische Erzählungen, besonders in romantischer Zeit, welche für abenteuerliche und übersinnliche Vorgänge in der Natur und im Leben der Menschen großes Verständnis hatte. Gewiß stand Gotthelf unter dem Einfluß dieser romantischen Tradition, wenn er auch in seine Tell-Dichtung zwei volkstümliche Sagen aufnahm. Aber bei ihm sind die Sagen doch weit mehr als nur Arabesken. Sie offenbaren Ur-Vorstellungen, in denen seine Helden denken, geheimnisvolle Ur-Kräfte, aus denen ihre Taten wachsen.

Tell erzählt seinem Knaben die Geschichte von Struth von Winkelried, der wegen Todschlages aus Unterwalden geflohen war, von seinem Lande aber begnadigt wurde, weil er den Drachen tötete, der bei Ödweiler Vieh und Menschen verdarb. Der Dichter geht dabei wesentlich über die Darstellung hinaus, die er bei Müller oder Henne fand. Sein Winkelried siegt, weil er den Spieß mit Dornen umwand und ihn so dem Lindwurm in den Rachen stieß. Der Held starb aber wenige Tage nachher, weil Drachenblut seinen Leib bespritzt und vergiftet hatte[161]). Diese Einzelheiten sind in vielen Darstellungen enthalten. Am zugänglichsten waren sie Gotthelf wohl in den „Alpenrosen“, welche im Jahr-

158) S. 289; Henne S. 261.
159) S. 290; Henne S. 261.
160) Werke Bd. XVIII S. 290.
161) Werke Bd. XVIII S. 152 ff.

gang 1827 und 1828 Gedichte über Winkelried enthielten, von denen dasjenige von Jakob Schnerr[162]) der Gotthelfschen Wiedergabe am besten entspricht.

Als Einleitung zur Begegnung zwischen Geßler und Tell auf der verrufenen Weide in den Clariden erzählt Gotthelf die bekannte Blümlisalpsage, nicht als Füllsel, sondern um eine unheimliche, unheilgeladene Stimmung zu erwecken. Schon auf den ersten Seiten der Erzählung[163]) tönt der Dichter dieses Motiv an, wo er den Vater Tell seinem Sohn von übermütigen Sennen erzählen läßt, welche sich in süßer Milch baden, dafür dem müden Wanderer einen Labetrank versagen, und welche die schönsten Käse die Bergseiten hinunterrollen lassen. Zur Strafe dafür bedeckt sie und ihre Alp der Bergsturz. — Muret meint: „Un récit de Fröhlich (Gotthelfs Freund) sur la Blümlisalp d'après une légende populaire, paru dans les Alpenrosen de 1833, a fourni probablement l'épisode du vacher impie dans le Fils de Tell"[164]). Nun macht aber Fröhlich aus der kraftvollen Volkssage eine so langweilige, psychologisch unwahre Geschichte[165]), wobei gerade die poetischen Hauptmotive verwässert werden, daß sie Gotthelf als Vorlage, wenn er sie auch als regelmäßiger Leser der Alpenrosen kannte, nicht brauchen konnte. Bei ihm steht nichts von der pietistischen Margrit (Schwiegermutter des Sennen), nichts von den plumpen Intrigen des Knechtes Urs, nichts Widerlich-Romanhaftes; bei ihm ist der Senne einfach der übermütige, verzogene Sohn reicher Eltern, der seine Mutter verhungern läßt, weil sie nicht vom Beten ablassen will, der seiner reichen und zimperlichen Braut eine Treppe von Käsen von der Alp ins Tal baut und einem warnenden Priester zum Hohn die schönste Kuh umständlich nach christlichem Ritus tauft. Der Priester flieht, und ein Bergsturz macht die Alp zur Steinwüste[166]). Die Sage ist eine der bekanntesten und verbreitetsten in der ganzen Schweiz. Gotthelf kannte und benützte wohl die Hexameter-Fassung in den „Idyllen" von J. R. Wyß[167]). Sie enthält alle Einzelheiten bis auf das Motiv der Kuh-Taufe

---

[162]) Alpenrosen, Ein Schweizer Taschenbuch, hg. von Kuhn und Wyss, S. 187 ff.

[163]) S. 134.

[164]) Muret: Jérémie Gotthelf S. 233.

[165]) Fröhlich: Die Blümlisalp, nach der Volkssage erzählt, Alpenrosen 1833 S. 43 ff.

[166]) Werke Bd. XVIII S. 202 f.

[167]) J. R. Wyss: Idyllen, Volkssagen, Legenden und Erzählungen aus der Schweiz, Bern 1815, I. Bd. S. 130 ff.

und ferner die wichtige Anmerkung, daß der alte Scheuchzer[168]) sie in Bezug auf die Klariden (und nicht auf die Berner Blümlisalp) erzähle. So konnte Gotthelf also ruhig die Ereignisse an dem Gebirge lokalisieren, welches das Schächental, Tells Heimat, nach dem Glarnerland hin abschließt.

Der Charakter Wilhelm Tells in Gotthelfs Erzählung weicht wesentlich von der Fassung ab, die er bei vielen Schriftstellern und Dichtern gefunden hat. Er ist nicht ein einfacher Lastträger und Botenläufer, als den ihn Goethe und Bernouilli sahen[169]), nicht ein träumerischer Gemsjäger wie bei Schiller, nicht ein Jüngling wie bei Johannes Müller, er hat aber auch nichts Übermenschlich-Mythisches an sich wie im Bilde Hodlers; das Odium des Tölpelhaften, welches Tschudi und Henne aus dem Namen tell = töricht herleiten[170]), mußte Gotthelf erst recht ablehnen. Sein Tell „war ein sehr wohlhabender Mann im sonst armen Land und in der damaligen armen Zeit“[171]), „der stärkste Ringer in allen drei Ländern“[171]), als Schiffer und Jäger gleich gewandt; nie aber mißbrauchte er seine Kraft. Vor allem aber war er ein vorzüglicher Familienvater, der als Schmied und Zimmermann sein Wohnhaus instand hielt, als Bauer und Handelsmann sein stattliches Auskommen fand. Dem Rat der Männer wäre er wohl angestanden, hätte er sich nicht aus Bescheidenheit davon ferngehalten; durch seine Heirat war er mit der angesehenen Familie Walter Fürsts verwandt. Alle Vorteile und alle Tugenden sind auf ihn gehäuft. Gotthelfs Tell verkörpert das Heldenideal der wohlhabenden, selbstsicheren Bauern- und Bürgerschicht, in welcher der Dichter lebte. Darüber hinaus ist er erfüllt von einer starken und tiefen Religiosität und menschlichen Güte, welche es nicht zuließen, daß er beim rettenden Sprung auf die Felsplatte Geßlers Schiff in die Wogen zurückstieß. Gotthelf weicht hierin auffallend von seinen Vorlagen ab. Wie bei Schiller, ist der Tell der Erzählung nicht unter den Verschworenen, im Gegensatz zu Müller und Henne. Gotthelf motiviert es damit, daß ihm der Zwischenfall mit Geßler in den Clariden, welcher die elementare Feindschaft zwischen den beiden Männern offenbarte, größte Zurückhaltung auferlegte.

Es zeigt sich, daß Schillers und Gotthelfs Telldichtung stofflich manches gemein haben, vor allem die geschickte Verknüpfung der ver-

---

168) J. J. Scheuchzer: Naturgeschichte des Schweizerlandes, Zürich 1746, 2. Thl. S. 83.

169) Vgl. Elsbeth Merz: „Tell im Drama vor und nach Schiller“ S. 59.

170) Vgl. Henne Bd. I S. 240.

171) Werke Bd. XVIII S. 125.

schiedenen Freiheitssagen zur einheitlichen Handlung; daneben ist aber Gotthelfs Bestreben ganz augenfällig, möglichst neu und selbständig vorzugehen und sich freizumachen vom großen Vorbild. Über die aus Schiller berühmten Szenen ist er so rasch als möglich hinweggegangen, wie schon der erwähnte Carl Bitzius feststellte.

Sehr wertvoll ist das Urteil Fröhlichs: „Einen ganz eigenen Genuß hatte ich in letzten Wochen durch Dich in der Schule. Ich hatte Schillers Tell lesen lassen und nahm dann unmittelbar darauf Deinen Knaben Tell vor. Ich gestehe mit Selbstanklage: als ich gerade beim Erscheinen desselben und beim flüchtigen ersten Lesen Szenen in dem Knaben sah oder vielmehr zu sehen meinte, die Schiller auch hat, vermutete ich, Du hättest Dir in dieser Beziehung die Erfindung und Erzählung etwas zu leicht gemacht; allein wie ganz anders zeigten sich nun gerade diese Szenen beim langsamen und lauten Vorlesen und Besprechen — gerade jene auf der Gemsjagd, da Tell dem Geßler begegnet, da nahmst Du es eigentlich mit Schillern auf und hast ihn an mehr als an einem Ort an Genauigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung der Örtlichkeit sowie an psychologischer Wahrheit übertroffen. Einiges ist Dir ganz eigen und gehört zum Vortrefflichsten, z. B. die Szene in der Kirche, in die der Vogt tritt, die Szene in Einsiedeln, wo der Parricida vor dem Fürstabt steht u. v. a.“[172]).

Vor allem in der moralischen Auswertung ist Gotthelf über Schiller hinausgegangen. Ein eindrucksvolles Zeugnis dafür ist Tells brennendes Verlangen nach Sühne, nach Reinigung vom Mord, im Augenblick, wo ihn das ganze Volk der Waldstätte als Befreier preist. Eines protestantischen Geistlichen würdig ist die Lösung aus dem Dilemma, welche Gotthelf Tells Beichtvater finden läßt. An die Absolution knüpft er die Bedingung: „Nimm nie Lohn für die Tat, weder Ehre noch Geld, leiste Verzicht auf jeden zeitlichen Vorteil, aber stehe zum Schwachen ...“[173]).

Eine ganz selbständig geschaffene Gestalt ist der Knabe des Tell, von dem die Erzählung den Namen hat. In ihm spiegelt sich das Heldentum des Vaters, auf ihm lastet es als eine Verpflichtung, und in ihn geht es über. Mit großer Meisterschaft schildert der Dichter, wie in des Kindes Seele die Freiheitssehnsucht seines Volkes, die Sorgen und Taten der Männer Widerhall finden, so daß darin ein gewaltiger Aufruhr entsteht. Das Streben und Wollen des Kindes ist in psychologisch sehr überzeugend geschilderte Träume und Haluzinationen verdrängt,

---

[172]) Hunziker: Briefwechsel zwischen Gotthelf und Fröhlich S. 35.

[173]) Werke Bd. XVIII S. 245.

die der Leser wie im Fieber mitschaut. Überaus weise und verständnisvoll zeichnet der Dichter am jungen Tell den echt kindlichen Zug, daß er von den exponiertesten, Gefahr und Ruhm umbrandeten Posten, auf welche ihn seine Wunschträume weit über seine Kräfte hinausführen, zurückkehrt, zurückschlüpft an der Mutter Brust in rührender Abhängigkeit und Zärtlichkeit. — Walter Tell, im Gebirge tapfer und verwegen, wird ängstlich und bedrückt unter den vielen Menschen in Luzern. Das Warten auf den Vater wird ihm zur Ewigkeit, obgleich ihn dieser nur für ein Weilchen von der Hand gelassen. In solchen Schilderungen, in dieser feinen Zeichnung eines sich bildenden heldischen Charakters arbeitet Gotthelf völlig frei von jedem Vorbild.

Gotthelf kannte das Hochgebirge der Innerschweiz nicht. 1852 unternahm er wohl eine Reise nach Unterwalden in Begleitung seines Freundes Fröhlich. Diese wurde aber verregnet und abgebrochen. Hingegen kannte er die Berge des Emmenthals und die Gebirgspsychose, die es sowohl gibt als die Polarcispsychose. Mit überwältigender Wirkung ist sie geschildert in der Tell-Geßlerszene an den Clariden. — Sehr überzeugend wirken die Volksszenen, etwa im Gasthaus zu Luzern, beim Schwingen auf der Alp, beim Apfelschuß und ganz besonders die Stimmungsmalerei in der Kirche zu Altdorf. Das sind Naturaufnahmen, nicht Atelierszenen; ein verwandter Dichter beschreibt ein verwandtes Volk: es ist der Pfarrer von Lützelflüh, der Bauern, Sennen und Jäger jahraus, jahrein in seinem Emmental vor Augen hatte.

Die erzieherische Tendenz Gotthelfs kommt im Knaben des Tell mehr als in jeder anderen historischen Erzählung dieses Dichters zum Ausdruck. Sein Tell ist eine lebendige Illustration zu dem Thema, das er in seinem „Wort an den Schweizerischen Schützenverein“ abwandelt[174]). Er will nicht wie Schiller die Freiheit preisen, sondern seinem Volk das leuchtende Vorbild eines treuen Hausvaters und guten Bürgers zeigen. Die Schweiz war nach Gotthelfs Meinung den andern Staaten politisch nur zu weit vorausgeeilt. Nicht zum Kampf um formale Ziele, wie den demokratischen Rechtsstaat oder den nationalen Einheitsstaat, wollte er aufrufen, wie es seine Zeitgenossen taten, sondern zum Streben eines jeden nach idealen Werten, den häuslichen Tugenden, wollte er mahnen. Tells Haus und Familie schildert er ausführlich als musterhaft. Davon sollte ein erzieherischer Einfluß auf die jungen Leser ausgehen, an die der Dichter denkt. Mit dem jungen Walter soll-

---

[174]) Vgl. Muret: Jérémie Gotthelf S. 250.

ten sie streben, dem Vater Tell ähnlich zu werden und erkennen, daß das Haus die Säule des Staates sei, wie Pestalozzi gelehrt hatte.

So unterscheiden sich die Ziele des Berner Pfarrers von denjenigen der radikalen deutschen Flüchtlinge in der Schweiz, und, wie seine Eidgenossen die fremden Vögte, bekämpft er sie als Feinde, die sich zu geistigen Vögten seines Landes aufschwingen wollen.

Seinen Tell stellt er auch den einheimischen radikalen Abenteurern gegenüber. „Es war kein erweicht, erbärmlich Zeitalter", schreibt er, „wo man es sich zur Ehre macht, vor einem feig geheißenen Feind in einem Atem viele, viele Stunden zu fliehen, wo man als Helden ehrt und feiert, die wie Kinder um ihr Leben gebettelt." Im Jahre des zweiten Freischarenzuges 1845 entstand der Knabe des Tell. Dem Helden Ochsenbein und seinem Anhang gilt der Hieb; und wohl auch jener andere: „Es ist als ob der arme Knabe (Herzog Johann von Schwaben, der Königsmörder) dem gegenwärtigen Geschlechte zum Vorbild aufgestellt sei, was für ein Ende Knabenwerk nehme, was für ein Unterschied sei zwischen einem Manne und einem Knaben"[175]).

Auf Weihnachten 1845 hatte Gotthelf in der Erzählung „Der Knabe des Tell" schon erfüllt, was der Vorstand des Verlagsvereins für Volksschriften in Zwickau, Kirchenrat Döhner, 1846 von ihm erbat: „geben Sie uns den Tell, damit unser schlechtes Geschlecht sich an seinem Anblick weide und ermanne"[176]).

### c) Kurt von Koppigen.

Im Knaben des Tell schildert Gotthelf die ersten politischen Regungen seiner Nation: die Selbstbefreiung dreier eidgenössischer Orte, welche wegen ihres heroischen und dramatischen Verlaufs und durch eine große Dichtung geistiges Gemeingut aller zivilisierten Völker geworden war. Volksmassen treten dabei handelnd auf, Heere und viele Träger berühmter Namen. Der Dichter konnte deshalb auf ein erhöhtes Interesse zählen, welches der Gegenstand schon mit sich brachte, „und auf die Anstrengung, womit der Empfänger sich die ihm dargebotenen poetischen Züge aneignen werde, durch die hervortretende Erinnerung an das schon Bekannte"[177]). Anders im Kurt von Koppigen. Hier erzählt Gotthelf das Schicksal eines dem Leser völlig gleich-

---

[175]) Werke Bd. XVIII S. 258.

[176]) Muret: Gotthelf in seinen Beziehungen zu Deutschland S. 35.

[177]) Herbart, zit. bei Wetz: „Verhältnis der Dichtung zur Wirklichkeit und Geschichte" S. 180.

gültigen, geringen Junkers, der ohne Beziehung ist zu einem Ereignis von geschichtlicher Bedeutung. Der unbedeutende Stoff mußte groß und interessant gemacht werden durch bedeutende Kleinmalerei der Landschaft, der Charaktere, der Stimmung und des Zeitgeistes. Dazu bedarf es mehr einer großen Einfühlungsgabe und eines guten geschichtlichen Flairs, als der Kenntnis vieler geschichtlicher Einzelheiten und Tatsachen. Von einer Quellenuntersuchung über den Kurt von Koppigen sind deshalb materiell keine großen Ergebnisse zu erwarten.

Von den in der Erzählung auftretenden Adeligen und Ministerialen wie denen von Halten, von Suberg, von Önz, von Aarwangen, von Eschenbach, von Luternau, von Inkwil, Riedtwil, Wangen und von Flumenthal hatte Gotthelf bei Müller und Tillier an verschiedenen Stellen lesen können. Eine Menge von Adelsnamen werden als Zeugen bei Käufen und Lehensänderungen erwähnt. Zu Gotthelfs Zeiten erinnerten und erinnern noch heute im Bernerland viele Burghügel und Ruinen an frühere Rittergeschlechter, die ihren Namen gewöhnlich nach dem Orte trugen, wo sie hausten.

Aus den vielen Rittern und Junkern in der Erzählung ragen wenige heraus, deren Taten und Schicksale auf bestimmte geschichtliche Ereignisse zurückgehen. Ausführlicher als mit andern befaßt sich der Dichter mit dem Freiherrn von Regensberg, in dessen Dienst Kurt einige Zeit verweilte. „Solchen Reichtum und prächtigen Haushalt hatte Kurt nie gesehen, wie er ihn in Regensperg fand“[178]), und der Regensberger war „Zürichs mächtigster und kühnster Feind“[179]), erzählt Gotthelf. Er konnte sich dabei auf des Regensbergers Kämpfe gegen Zürich und dessen Beschützer Rudolf von Habsburg berufen, welche Johannes von Müller ausführlich schildert[180]); auch den Reichtum des Ritters fand er dort erwähnt[181]). Noch mehr Einzelheiten über Regensberg bietet Lauffer in seiner Helvetischen Geschichte[182]), welche eine der wichtigsten Quellen Gotthelfs für seinen Sintram und Bertram war.

Ein vom Dichter sorgfältig ausgeführter Typ eines rauflustigen Ritters in der unruhigen Zeit des Interregnums ist Barthli von Luternau, an dessen Zug gegen Langenthal und St. Urban sich Kurt von Koppigen beteiligt. Ehe er in seinen Dienst tritt, erzählt ihm der seltsame Einsiedler Jost im Tobel das Folgende: „Barthli von Luternau,

---

178) Werke Bd. XVII S. 255.
179) Ebenda.
180) Müller Bd. I S. 520 ff.
181) Ebenda S. 523.
182) Lauffer Bd. III S. 90 ff.

du hast schon von ihm gehört, ist landab landauf gefürchtet als der Teufel, an ihn wagt sich niemand, und wo er erscheint, da werden alle Herzen steif von Angst: die Welt hat es ihm schlecht gemacht, jetzt treibt er ihr es ein. Er war nicht reich, doch seine starke Burg und reichen Vettern, welche keine Kinder hatten, berechtigten ihn, lustig zu leben ... Da kam der Teufel über die Vettern. Sie vergabten all ihre Habe, Land, Leute, Gülten zu Bau und Aufschwung des Klosters St. Urban. Das war schlecht, daher begreiflich Ritter Barthli gar nicht recht; er bot Himmel und Hölle auf gegen diese Vergabung; aber niemand wollte ihm zu seinem Recht verhelfen: geschrieben sei geschrieben, hieß es überall. Da hob er seine Faust auf, drohte von Luzern bis St. Urban das Land zu verheeren, aber man spottete ihn aus und forderte zu allem noch die alten Schulden ein. Darüber ist er wütend mit Recht, will nun selbst Schulden eintreiben und nehmen, was ihm gehört, wie billig, und fehdet nun das Kloster, welches von niederträchtigen Herren, die den Barthli hassen wegen seiner Mannheit, begünstigt wird, ohne Unterlaß“[183]). Auf dem Plünderungszug gegen St. Urban, mit dem Zweck, das Kloster in Brand zu stecken, wird Kurt verwundet und gefangen genommen.

Als Quelle für dergleichen Abenteuer kleiner Rittersleute fallen natürlich Müller und Tillier außer Betracht. Die Fehde zwischen dem Haus Luternau und St. Urban ist erwähnt und beschrieben in Johann Stumpfs Chronik[184]) von 1606 und in Franciscus Haffners „Der klein Solothurner Allgemein Schaw-Platz“[185]) von 1656. Man hat jedoch keinen Grund, anzunehmen, daß Gotthelf auf diese alten Darstellungen zurückgriff, da er sie sonst nirgends verwendet. Es standen ihm jüngere Darstellungen zur Verfügung in Glurs Roggwyler Chronik[186]) und in der Helvetischen Kirchengeschichte von Ludwig Wirz[186]). In dieser z. B. steht über die Luternauer Fehde folgendes[187]): „Das Stift St. Urban hatte zu dieser Zeit (Zeitraum 1210—1414) mancherley Anfechtung von dem benachbarten Adel ... Graf Hartmann der jüngere von Kyburg verglich mit Beyhilfe einiger aus dem umliegenden Adel im Jahr 1257 das Stift mit Werner von Luternau und desselben Söhnen und

---

[183]) Werke Bd. XVII S. 265 f.

[184]) VII. Buch S. 563.

[185]) S. 307.

[186]) Vgl. S. 5.

[187]) Zürich 1809 II. Teil S. 105 f.

[188]) Vgl. Karl Zollinger: Das Wasserrecht der Langeten in Abhandlungen z. schweiz. Recht 17. Heft 1906 S. 44 ff.

Brüdern, welche ebenfalls die von ihren Voreltern in dem nahen Flecken Langenthal an dasselbe gemachte Schenkungen zurückgefordert, und auf die Weigerung des Klosters dasselbe befehdet und zum Theil in Brand gesteckt hatten.“ Glur bietet Ähnliches. Gotthelf könnte hier wie dort geschöpft haben. Er konzentriert die jahrzehntelange Fehde[188]) zwischen Kloster und Rittergeschlecht auf den einen Raufbold Barthli; der hervorstechendste Luternauer heißt in den Quellen überall Werner. Diese für Gotthelf sehr freie, novellentechnisch geschickte Verwendung des Motivs und die Änderung des Namens veranlassen zur Deutung, der Dichter habe von der Fehde bloß erzählen gehört etwa von einem geschichtskundigen Bekannten im nahen Langenthal, oder dann habe er sich an eine frühere Lektüre nur undeutlich erinnert. Ein unmittelbares Befragen der Quelle, wie es nach den bisherigen Feststellungen als Regel gelten kann, ist für diesen Fall nicht wahrscheinlich.

Die Burg Koppigen lag nur eine Wegstunde von Utzenstorf entfernt, wo der junge Albert Bitzius mit einigen Unterbrüchen die Jahre von 1804 bis 1824 zubrachte. Auf seinen häufigen Ausritten und Jagdzügen lernte er das freie Gelände genau kennen und auch den Burghubel von Koppigen, auf dem schon zu seiner Zeit Bauernhäuser standen[189]). Seiner reichen Phantasie war es ein leichtes, das alte, zerlotterte Schlößlein wieder dorthin zu bauen und es zu bevölkern mit einem alten Knecht und einem abenteuernden Junker. Vom Schicksal der Burg erfuhr er aus seinen Studien zum Thorberger, was er am Schluß der Erzählung mitteilt[190]). Die Güter der Koppiger „kamen an das verwandte Thorberger Haus, mit Thorberg ward nach der Sempacher Schlacht 1388 auch Koppigen gebrochen und seither nicht mehr aufgebaut“. Daß „Kurt Burger zu Bern“ wurde und „sein Stamm daselbst erlosch“[191]), ist eine willkürliche Annahme, die er aus dem allgemeinen Zug der kleinen Ritter in die aufblühende Stadt ableitete. Leu meldet nämlich im Gegensatz zu Gotthelf, daß ein Ulrich von Coppigen Burger zu Burgdorf war. Seine Ehefrau Catharina sei 1348 gestorben und danach Schloß und Herrschaft an Thorberg gekommen.

Auf diese wenigen geschichtlichen Tatsachen baute Gotthelf seine stattliche Erzählung. Um so freier und kühner konnte er vorgehen.

---

189) Werke Bd. XVII S. 361.

190) Ebenda; vgl. Tilier I S. 291.

191) Werke Bd. XVII S. 361, dazu Leu: Allgemeines Schweizerisches Lexikon Zürich, Denzler 1751 V. Bd. S. 423.

Das Ergebnis ist „ein glänzendes und erstaunlich wahres Kulturbild“[192]) aus der kaiserlosen Zeit.

Die Hauptbestandteile der Erzählung sind also nicht historische Geschehnisse, sondern Kurts ganz private Abenteuer und Erlebnisse, die sich zur Hauptsache in der freien, romantischen Natur abspielen. Daher hat die Landschaftsschilderung im Kurt von Koppigen weit größere Bedeutung als in den bisher besprochenen Erzählungen. Die Wildnis zu beschreiben, welche die Gegend des unteren Emmelaufes im 13. Jahrhundert überdeckte, mag dem Dichter nicht so schwer gefallen sein, wie man nach der heutigen Gestalt der Landschaft annehmen möchte; zu des jungen Bitzius Zeiten war Utzenstorf noch von reichlich viel Sumpf und undurchdringlichem Wald umgeben[193]). In Franz Ludwig von Hallers Werk „Helvetien unter den Römern“ und in Lauffers „Beschreibung Helvetischer Geschichte“, aus welchen Gotthelf das geschichtliche Material für andere Erzählungen schöpfte, und welche ihm schon vor Abfassung des Kurt bekannt waren, fand der Dichter viele Angaben über Landschaft und Fauna in früheren Zeiten. So besaß er sichere Anhaltspunkte, die er aus seinen Weidmannserfahrungen und mit seiner ungewöhnlichen Phantasie zu prachtvollen und durchaus glaubhaften Szenen ergänzte.

Der Letzte Thorberger und Der Knabe des Tell sind durch geschickt in die Erzählung gewobene Sagen sehr bereichert. Der Volksdichter Gotthelf hat auch in seinen Kurt von Koppigen volkstümliche Sagen aufgenommen. — Dem völlig verwilderten Kurt erscheint die Wilde Jagd, er wird in den gräßlichen Zug hineingerissen und muß als mörderischer Hund seine Frau und seine Kinder jagen. Der Vision folgt eine tiefe seelische und körperliche Erschütterung, eine lange Krankheit, in der Kurt sich auf sich selber besinnt und, einmal geheilt, seinen Kindern ein guter Vater, seiner Frau ein liebevoller Ehemann wird. Einmal führt er seine Söhnlein an die Stelle, wo ihm die wilde Jagd erschien; es ist eine anmutige Waldwiese am Bachtelenbrunnen. Wieder hat er dort eine übernatürliche Erscheinung. Er wird von einer schönen, engelgleichen Frau zum Beschützer der Freistätte des Wildes beim Bachtelenbrunnen bestimmt. — Im „Dursli, der Branntweinsäufer“ schildert Gotthelf dieses Sagenmotiv ausführlicher. Dort lernen wir die Geschichte der Bürglenherren kennen, die wegen eines lasterhaften Lebenswandels und wegen grausamer Verletzung des Friedens auf der

---

[192]) Hans Bloesch: Anmerkungen zu Bd. XVII S. 517.

[193]) Vgl. Otto von Greyerz: Einleitung zu Kurt von Koppigen.

Freistätte des Bachtelenbrunnens verdammt wurden, in der wilden Jagd zu reiten. — In der Erzählung „Doktor Dorbach der Wühler und die Bürglenherren in der heiligen Weihnachtsnacht" verwendet Gotthelf die Sage wiederum.

Otto von Greyerz nennt die Sage in der Einleitung zu seiner Ausgabe des Kurt von Koppigen eine „alte Mär"[194]). Es ist wahrscheinlich, daß Gotthelf sie in seiner Utzenstorferzeit erzählen hörte, schriftliche Quellen finden sich nicht. Heute kennt man die Sage im Dorf kaum mehr dem Namen nach. Der Bachtelenbrunnen ist so vergessen, daß die Utzenstorfer den Weg dazu nicht mehr sicher weisen können. Zu des Dichters Zeiten jedoch lebte das Bild des frevelhaften Jägers und der Glaube an seine gerechte Bestrafung noch tief im Volk; denn Ähnliches wurde vom Ritter von Grimmenstein erzählt. Dieser, ein leidenschaftlicher Weidmann, jagte selbst an Feiertagen. Eines Sonntags ritt er wiederum auf die Jagd, obgleich ihn seine Frau anflehte, zu Hause zu bleiben. Ihr hatte geträumt, ihr Gatte habe einen schönen Hirsch mit drei Jungen gejagt und alle vier erschossen, aber zugleich auch sie und ihre drei Kinder. Trotz der Bitten seiner Gattin zog der Ritter aus; die Jagd zog sich auf eine lichte Stelle im Walde, welche mit schönem blumigem Gras bedeckt war und klares, frisches Wasser bot. Hier weidete eine große schöne Hirschkuh mit drei Jungen. Obgleich die Tiere nicht flohen, weil sie auf einer Freistätte waren, erlegte sie der Jäger. „Da stieg plötzlich aus der Erde ein Riese hervor, der Berg- und Waldgeist, welcher das unschuldige Wild beschützt. Hohnlachend rief er: «Nur gemach, die Hirschlein sind schon gerächt!»" Zu Hause fand der Ritter seine Frau und seine drei Kinder tot, von Pfeilen durchbohrt[195]). Es ist also in dieser wie in Gotthelfs Sage von einer Freistätte des Wildes die Rede, welche sich auf einer blumigen Waldwiese befindet, die von klarem Wasser durchflossen ist. An Stelle der engelgleichen Frau bewacht sie ein Berg- und Waldgeist und bestraft den Frevler. Die Verwandtschaft der beiden Sagen ist offensichtlich. Die Elemente dazu leben im Volk, Gotthelf hat dort geschöpft und die Sage in einer ihm genehmen Form in die Erzählung verwoben.

Ebenso begegnete der Dichter im Volk Erinnerungen an Wotans „Wüetisheer"[196]), aus denen er seine große und schauerliche Vision der

---

[194]) S. III.

[195]) Vgl. Herzog: Schweizersagen S. 231 f.

[196]) Vgl. Friedli: Bärndütsch I Lützelflüh S. 581

Wilden Jagd schuf. Aber er kannte auch Gottfried August Bürgers Ballade „Der wilde Jager". Man kann nicht behaupten, er habe Kurts Fieberphantasien einfach dieser Ballade nachgebildet; sie entsprechen zu sehr der eigentümlichen Seelenlage seines Helden, dessen besondere Freveltaten durch entsprechende Angstbilder bestraft werden; aber der Gedanke, die Wilde Jagd, welche

„bis zum jüngsten Tage währt
Und oft dem Wüstling noch bei Nacht
Zu Schreck und Graus vorüberfährt"[197]),

seinen Wüstlingen, dem Kurt von Koppigen, dem Branntweinsäufer Dursli, dem Wühler Dorbach erscheinen zu lassen, mag von der Bürgerschen Ballade beeinflußt sein. Daß Gotthelf Bürgers Dichtungen gründlich gelesen und wie keine anderen im Gedächtnis hatte, beweisen die für diesen Dichter sehr zahlreichen Zitate daraus. In Uli dem Pächter z. B. heißt es: „Lenore fuhr ums Morgenrot empor aus schweren Träumen"[197]), oder in der Käserei in der Vehfreude steht: „Und heim sprengte Hans Uli, daß Roß und Reiter schnoben und Kies und Funken stoben"[198]). Ferner zitiert Gotthelf aus Des Pfarrers Tochter zu Taubenheim, aus dem Ritter Karl von Eichenhorst und aus dem Lied vom braven Mann[199]).

Aus Volkssage und Phantasie gestaltet, mit wenigen Verankerungen in die geschichtliche Epoche eingefügt, erscheint der Kurt von Koppigen als die quellenfernste Erzählung. Die völlige Abwesenheit früherer Bearbeitungen, das Fehlen jedes fremden Buches gestattete dem Dichter, völlig souverän zu komponieren. Keine reizvolle historische Einzelheit verlockte auf Abwege, keine allgemein bekannte Handlung setzte der Phantasie Schranken; das Ganze konnte organisch und harmonisch von innen heraus gestaltet werden. Dichten war hier ein herrliches, unbesorgtes Fabulieren. — Das Ergebnis ist eine schöne Geschlossenheit des Dichtwerks, wie sie unter den historischen Erzählungen einzig noch von „Elsi, die seltsame Magd" erreicht wird. Ihrer Quellenunabhängigkeit verdanken also diese beiden Novellen letzten Endes ihre künstlerische Rundung und ihren Erfolg. — Es kommt bei Kurt noch hinzu, daß wir in ihm einen typisch gotthelfischen „Helden" haben, daß der Dichter bei der Gestaltung dieses Charakters so recht

---

[197]) Werke Bd. XI S. 274, dazu Bürger Bd. I S. 68.

[198]) Werke Bd. XII S. 174, dazu Bürger Bd. 1 S. 77.

[199]) Vgl. Muret: Jérémie Gotthelf S. 76.

in seinem Element war: Es zeichnet ihn keinerlei Begabung vor andern aus, Heldensinn wohnt nicht in ihm, er ist ein Dutzendmensch, dazu ohne Halt, ein irrender „Meisterlos", wie der Jeremias des Bauernspiegels, der Handwerksbursche Jakob, wie Uli und Peter Käser; kurz, er ist ein Mensch, der es so sehr nötig hat, daß ihm zu richtiger Stunde Gott hilft.

### d) Sintram und Bertram.

Für den Letzten Thorberger, den Knaben des Tell, den Kurt von Koppigen entnahm Gotthelf den Stoff dem Hochmittelalter, in der Erzählung „Die Gründung Burgdorfs oder die beiden Brüder Sintram und Bertram" verwendet er Gestalten und Ereignisse des achten Jahrhunderts.

Im Mittelpunkt der Erzählung steht ein Drachenkampf auf dem Felsen über dem Kesselgraben bei Burgdorf. Die Sage davon war in Burgdorf sehr volkstümlich. Die Sankt Margreten Kapelle hielt lange Zeit die Erinnerung daran wach. In einer ersten Fassung der Erzählung berichtet Gotthelf: „in jener Capelle waren ihre (Sintrams und Bertrams) Gräber, in welcher bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Drachenkampf der Brüder abgebildet war". Der Berner Volksdichter und Pfarrer G. J. Kuhn schreibt in zwei Aufsätzen über das Emmenthal in den Alpenrosen 1822[200]) und 1826[201]) von der Sage, wobei er einmal ausdrücklich auf ein früher dort erschienenes Gedicht von Wyss hinweist. Ebenso erwähnt die Chronik von Burgdorf des Johann Rudolf Äschlimann, welche erst 1847 erschien, vorher aber als Handschrift zugänglich war, den Drachenkampf. Das Motiv drängte sich also dem Dichter auf.

Sicherlich kannte er den höchst unglücklichen, epigonenhaften Versuch J. R. Wyss' des jüngeren, es in eine dichterische Form zu bringen[202]). Das Gedicht, dem eine schauderhafte Illustration von Volmar beigegeben ist, erschien 1817 unter dem Titel Sintram und Bertram in den Alpenrosen. Es ist als Hauptquelle für die Erzählung zu betrachten und lautet:

---

[200]) S. 54.

[201]) S. 308.

[202]) Vgl. dazu Muret: Jérémie Gotthelf S. 236 und Werke Bd. XVIII, Anmerkungen S. 455.

## „Sintram und Bertram[203]).

Nach altschweizerischer Chronik-Sage.

Zur kühnen Jagd mit Sintramo
Zog Bruder Bertram aus,
Zwey wackre Degen, keine so,
Zu Feld und Wald und Haus.

Von Lenzburg hochgeboren war,
Aus edeln Stammes Kraft,
Das treugeherzte Zwillingspaar,
Ein Licht der Ritterschaft.

Dort an der Emme wildem Strand,
Wo dunkler Fels ergraut,
Hatt' ihre Macht mit starker Hand
Ein Schloß sich hingebaut.

Sie zogen aus mit Hörnerschall
Vom weiten Thor hinab,
Daß rings der Berge fester Wall
Ein bebend Echo gab.

Dem Wolfe gilt, dem stärken Bär,
Dem Eber gilt der Kampf;
Die Rosse schnauben trotzig her,
Der Boden qualmt von Dampf.

Und als die Schaar in Waldes Nacht,
Wo Tag und Sonne wich,
Da scheiden kecklich, ruhmbedacht,
Die tapfern Brüder sich.

Und ab dem Gaul im dichten Forst
Der edle Bertram jetzt; —
Wo klüftig schroff der Felsen borst,
Da bricht er vor und hetzt.

---

[203]) Alpenrosen Bd. 1817 S. 120 ff.

Verlassen steht sein edles Roß
Am Kesselgraben dort;
Im Rücken schwand der Knappen Troß; —
Doch er mit Freuden fort!

Urplötzlich schießt aus schwarzer Kluft
Ein Drache grimm heran,
Und stracks in seines Bauches Gruft
Ist Bertram abgethan.

Mit Hörnerklang und Jagdgesang
Nach Stunden Sintram naht,
Und sieht das Roß des Bruders bang
Am düstern Todespfad.

Vom Drachen giebt ein Reuter bald
Entsetzlichen Bericht,
Daß oft in Nächten durch den Wald
Zu Mord und Tod er bricht.

Da schwöret Sintram himmelhoch:
So Gott mir hold mag sein,
Will ich dir, Bruder, heute noch
Den Wurm zur Sühne weih'n!

Er sendet rückwärts unversäumt: —
Den Helm, den Panzer mir!
Hoch stieg der Zorn ihm ungezäumt
Und heiß die Kampfbegier. —

Gewappnet flugs zum Graben er,
Sechs Hunde sein Begleit;
Kein Knappe hinter ihm daher, —
Zu heilig ist der Streit!

Auf Büsche schlägt der Graf mit Macht,
Und ruft den Feind heraus;
Er will es, daß der Drach' erwacht,
Und redlich sei der Strauß.

Die Doggen mit Geheul voran
Im Ungestüm der Wuth; —
Doch als den Räuber sie ersah'n,
Da brach der edle Muth.

Des Ungeheures Höllen-Hauch
Ist eitel Sterbens-Noth;
Erstickt von Funken, Gift und Rauch,
Versinkt ein Rüde todt.

Doch Sintram eilt mit Löwenmuth
Und Löwenschritt hinab,
Wo brüllend des Verderbers Wuth
Und schnaubend kund sich gab.

Die Lanze mächtig vorgestreckt
Nach dem gebäumten Wurm,
Mit starkem Schild das Haupt gedeckt
Versucht der Held den Sturm.

Hui beißt der Drach' im ersten Knack
Den guten Speer entzwei;
Doch mitten in der Zunge stack
Das Eisen frank und frey.

Und alsobald der Kämpfe vor
Mit schnellgezücktem Schwert,
Derweil das Scheusal hoch empor
Und brüllend niederfährt.

Der Graf erspäht mit rascher List,
Wie lind beschuppt der Bauch,
Und schlitzet ohne Gnadenfrist
Den ungeheuren Schlauch.

Da schlägt der Drache hinterwärts
Sein Haupt zum Todeskrampf,
Und wieder vor im heißen Schmerz,
Mit Gluth und Schwefeldampf.

Der Rachen schnappt, das Auge bricht,
Und weil das Blut noch wallt
Hebt Bertram an das Sonnenlicht
Sich aus der Wunde Spalt.

Gleich drücket er von oben ein
Auf Bruder Sintrams Stahl.
Daß tief er drang in Mark und Bein,
Dem Wurm zu Todesqual.

Jetzt beißen auch die Doggen frisch
Auf Leib und Fittig los;
Sie zerren an dem Schweife risch,
Daß Blut in Strömen floß.

Des Greuelthieres Kraft erlag,
Und Bertram alsofort
Herausgesprungen gar zu Tag
Erschien auf trocknem Ort.

O, Gott sey ewig Lob und Preis!
Und Bruder Sintram dir,
Daß aus der Hölle, glühend heiß,
So treu geholfen ihr!

Die Brüder herzen lang und warm
Sich auf des Kampfes Statt
Sie schlingen freudig Arm in Arm
Und herzen nicht sich satt.

Halloh, mit Sing und Sang und Braus
Am Ende gieng's davon.
Acht Rosse zieh'n den Wurm nach Haus! —
Der Sieg ist Muthes Lohn!"

In einer Fußnote zu seinem Gedicht bietet Wyss weiteres Material: Nach den Angaben mehrerer Chroniken seien Sintram und Bertram Grafen von Lenzburg gewesen, sie hätten das Schloß Burgdorf an der Emme gebaut. Der Drache habe im Kesselgraben und in der sogenannten Gyssnau, hart am Strome, gehaust. Hans Rudolf Grimms kleine

Schweizer-Cronica oder Geschichtbuch[204]) beschreibe das Abenteuer am umständlichsten. Wyss jedoch erzähle zum Teil nach Cysat bei Scheuchzer (Naturgeschichte des Schweizerlandes, Ausgabe von 1746) wo die Begebenheit im Jahr 712 angesetzt sei[205]).

Das Gedicht und diese Angaben in der Fußnote also standen Gotthelf zur Verfügung. Es besteht kein Grund anzunehmen, daß er Grimm oder Scheuchzer auch benutzte, weder hier, noch in den andern Erzählungen[206]); denn seine Darstellungen haben keinen Zug gemeinsam mit jenen, den der Dichter nicht aus näher liegenden Quellen hätte schöpfen können. So hält er sich im vorliegenden Fall einzig an Wyss. Er übernimmt genau den Ort der Handlung, die Hauptbeteiligten und einige Äußerlichkeiten. Aber schon den Verlauf des Abenteuers bietet Gotthelf anders: Die Brüder Sintram und Bertram stoßen nicht zufällig auf den Drachen, sondern sie suchen ihn. Er hat sich längst sehr unangenehm bemerkbar gemacht. Aus der Brüder Gefolge sind ihm Tiere und Menschen zum Opfer gefallen. Täglich bedroht er sie, ohne sich den Helden jemals zu zeigen. Sie müssen den Drachen erlegen, wenn sie Burgdorf bauen, das Land entsprechend ihrem Auftrag der fränkischen Zivilisation erschließen wollen. — In der Erzählung trennen sich die Brüder vor dem Drachenkampf nicht zufällig wie im Gedicht. Sie streifen vielmehr schon lange einzeln umher und suchen eifriger noch als den Drachen die seltsame Druidentochter, welche ihnen bald hier, bald dort erscheint, sie anlockt und sich doch nie einer Aussprache stellt. Sie vertritt den alten, einheimischen Glauben der Druiden, dem sie die Wildnis des Uechtlandes erhalten möchte. Diesen Glauben zu verteidigen und damit dem Werk der Jünglinge Schwierigkeiten in den Weg zu stellen, hat sie der Dichter erfunden und in seine Erzählung eingeführt. Was die Unwegsamkeit der Wildnis und der herumschweifende Drache nicht vermögen, das gelingt dem Druidenmädchen: es vermag die Mission der jungen Helden ernstlich zu gefährden. Alle Hemmnisse überwanden die Jünglinge bisher, dank der riesigen Kraft ihrer Körper, vor allem aber dank der unverbrüchlichen Treue, welche sie als unzertrennliches Heldenpaar schon frühe zu großem Ruhm brachte. Nun trifft das Mädchen die Stelle, wo sie verwundbar sind: es weckt Liebe in den Herzen beider Jünglinge und damit Eifersucht. Anstatt Treue zueinander tragen Sintram und Bertram nun Groll und

---

[204]) Basel 1786.

[205]) Alpenrosen Bd. 1817 S. 126 f.

[206]) Vgl. die Erörterungen in den Anm. Bd. XVIII S. 455 f.

Hader gegeneinander mit sich herum. Die Kraft ist gebrochen, welche ihnen bisher Sieg und Erfolg verliehen hatte. Geheimnisvolle Mächte der Wildnis bedienen sich der Verwirrung im Gemüte der Brüder. Die rein menschlichen Gefühle der Eifersucht und des Argwohns verwandeln sie in magische Kräfte, welche sich wie ein Bann um ihre Opfer und selbst um deren Tiere legen. Baltram und sein Pferd waren von einem Zauber festgehalten, als sie in höchster Not Sintram im Kampf gegen die burgundischen Barone hätten Hilfe bringen sollen. Einzig das Kreuz des Schwertgriffes vermochte den Bann vorübergehend zu lösen. Er zeigte sich aber immer wieder in Form von Argwohn des einen Bruders gegen den andern. Als nun der Drache den einen der entzweiten Brüder verschlang, nämlich Baltram, mußte Sintram in sich die Eifersucht überwinden, ehe er den Drachen bestehen konnte, um den Bruder aus ihm zu befreien. Und zwar muß Sintram den Drachen allein bestehen, ohne Hilfe der Hunde, welche die Quelle nennt, — und vor allem muß Bertram bis zum Ende des Kampfes völlig passiv bleiben er darf nicht, halb aus dem Bauche des Drachen ragend, eingreifen wie im Gedicht. Die Rettung seines Lebens muß einzig von der gefahrvollen Tat des Bruders und Rivalen abhangen.

Gotthelf begnügt sich also nicht damit, das traditionelle Abenteuer der alten Heldendichtung, den Drachenkampf, um seiner selbst willen zu erzählen, wie Wyss; er will ihm einen tieferen Sinn geben: vor den Waffensieg über das Untier setzt er den moralischen Sieg des Helden über sich selber. Und mehr: Aus dem Lindwurm, in vielen Rittergeschichten ein bloßes Requisit, macht er etwas ganz Neues: Er erhebt ihn zu einem Symbol der Zwietracht. Sintram tötet mit dem Drachen auch den Groll, der die Brüder trennte. „Der schlimmste Wurm war dieser Groll wohl zwischen uns“[207]), gesteht der aus dem Drachen befreite Baltram. Den Drachen als Symbol für ein moralisches Phänomen zu deuten, ist bezeichnend für Gotthelf, dem am ethischen Gehalt einer Erzählung am meisten gelegen ist. Fehlt einer Episode in der Quelle solche Fracht, so dichtet er sie wie in diesem Falle hinzu. Es war zur Entstehungszeit der Geschichte von Sintram und Bertram ganz besondere Veranlassung dazu vorhanden, in den politischen Ereignissen nämlich: Die Berufung der Jesuiten nach Luzern 1844 forderte den zweiten Freischarenzug der Liberalen vom Frühjahr 1845 heraus. Dieser wiederum gab Ursache zur Schutzvereinigung der sieben katholischen Kantone vom Dezember 1845, dem sogenannten Sonderbund.

---

[207]) Werke Bd. XVIII S. 382.

Damit war die Zwietracht unter den Eidgenossen unverhüllte Tatsache geworden. Der Bürgerkrieg stand bevor. — Mit Schmerzen erlebte der Patriot Bitzius diese Vorgänge. Seine Gedanken waren unablässig damit beschäftigt, so sehr, daß sich unter dem Eindruck der politischen Vorgänge die Konzeption des Sintram- und Bertramstoffes vollständig wandelte. So lehrt ein Manuskript des Gotthelf-Archivs.

Gotthelf hatte nämlich in den frühen vierziger Jahren der Erzählung schon druckreife Gestalt gegeben. Im Winter 1845—46 nahm er sie wieder vor, und unter dem Eindruck des drohenden Bürgerkrieges gruppierte er den Stoff völlig neu um das Motiv von Treue und Einigkeit. Schon im Auftrag Pipins an die Brüder ist es enthalten: „Der Ruhm ... liegt darin, daß ihr wohl und treu besteht in allem, was Gott und ich gebieten“[208]). In der Rede des Druiden erscheint es als Mahnung ausgedehnt auf fernste Zeiten: „Bleibe treu deinem Bruder, so wird es dir wohl ergehen, und der Götter Segen wird in euern Werken sein. Solange treu untereinander des Stammes Glieder bleiben, wird dein Stamm blühen im Lande, mächtig sein durch ihn das Land ...; es gärt die Erde, es brausen die Wasser auf, es schwellen die Winde an, es wirbelt das Feuer empor, es empören die Tiere sich, und die Eichen schütteln die gewaltigen Häupter, wenn der Bruder den Bruder schlägt, und wo der Bruder den Bruder schlägt, schlägt er die Axt in die Wurzeln des eigenen Stammes, fällt den eigenen Stamm“[209]). — „Gott segne euch, erhalte euch ... treu“, ist das letzte Wort des sterbenden Dagobert. Im Schlußakkord der Erzählung klingt dieser Grundton nochmals mächtig durch: „Es möge Gott es wenden ... daß der alte Drache erschlagen bleibe, der giftige Wurm, der zwischen Brüdern sich legt und zur Wüste das Land legt, nicht wieder lebendig werde, daß aus den Gräbern (Bertrams und Emmas) nichts wachse als Treue und Glaube und Liebe, Blumen, die um das Kreuz sich ranken!“[210])

Es ist offenbar, daß diese Ausrufe, Mahnungen, Beschwörungen und die Konzeption des Drachen als Symbol der Zwietracht aus dem Drang des Dichters erwuchsen, auf die entzweiten Volksgenossen einzuwirken; denn die in ruhigen Zeiten geschriebene erste Fassung enthält nichts davon; und bezeichnenderweise darf dort Bertram noch helfen, sich aus dem Drachen zu befreien, wie es die Quelle erzählt.

Die erste Fassung ist schlicht, aus naiver Freude an der Handlung geschrieben, quellennah: sie blieb unveröffentlicht; die zweite hat

---

[208]) Werke Bd. XVIII S. 302.
[209]) S. 309.
[210]) S. 408.

schwere Gedankenfracht, eine Tendenz liegt ihr zu Grunde, sie ist quellenfern: Gotthelf warf sie hinaus als Mahnung an die hadernden Eidgenossen.

In dem Gedicht von Wyss ist der Drache einfach das Ungeheuer der Abenteuergeschichten, für das es keinerlei Erklärung braucht. Gotthelf gibt ihm eine symbolische Bedeutung, die sich aus seiner Rolle in der Erzählung erklärt. — Dem Dichter war aber aus einem alten Drachenmythus noch ein weiteres Symbol bekannt, das er in seiner Geschichte ebenfalls verwendete. Die Druidentochter erzählt Sintrams und Bertrams Knechten, um ihnen Angst vor dem Lindwurm zu machen, was sie Schreckliches vom Herkommen und von der Lebensweise des Ungeheuers weiß: Der Drache ist „der Untiere eines, denen früher das ganze Land zu eigen gewesen, bis die Götter kamen“[211]), namentlich „Hertha, die gütige, mächtige Mutter. Sie stürzte des Drachen Reich.“ Die alte Drachenmutter töteten die Götter nicht, sie schlossen sie in den Berg ein. „Doch die alte Königin schwoll auf im Zorn, sprengte der Berge Schloß, ringelte sich das Land nieder“, setzte Brut ab in den Höhlen und Klüften. Dann bannten sie die unvorsichtigen und überraschten Götter wieder in den Berg. Die Brut aber wuchs und einer der Drachen wohnt im nahen Berg. Zuweilen wird die Drachenmutter von Heimweh nach den Kindern ergriffen, dann sprengt sie der Berge Bauch, „und, hoch aufgeschwollen von Gift und Zorn, bricht sie zutage, die Erde bebt, die Quellen der Tiefe brechen auf, der schwarze Wolkenschoß öffnet sich, hoch auf schwillt die Flut, und mit der Flut ringelt sie sich donnernd und tosend, Felsen brechend, Wälder verschlingend, Tod bringend überall die Täler nieder“. Zugleich reißt die „Kette, mit welcher die Götter den König der Berggeister an der Berge Fuß geschmiedet“. Er ist ein grüner Zwerg, Hüter der Schätze im Schoß der Berge, der die Menschen mit Gold verführt. Er setzt sich auf die Stirne der Drachenmutter, hält sich an hohem Tannenbaume und fährt hohnlachend zu Tal. „Wo die Mutter ihre Brut finde, da weile sie, ergötze sich mit den Jungen in grausenhaftem Spiele; es winde, ringle sich das greuliche Geschlecht hoch am Felsen auf, schlinge sich nieder, tobe, tose, donnere, spritze hoch auf den dampfenden Gischt, daß weit und breit das Leben ersterbe.“ Das Bild ist unschwer zu deuten: es ist die verheerende Macht der Überschwemmung; Gotthelfs Drache von Burgdorf ist der über seine Ufer tretende Bergfluß, die Emme. Die Beschreibung ist so wahr und realistisch, daß sie nur aus eigener Anschauung

---

[211]) Werke Bd. XVIII S. 338 f.

geschaffen sein kann. Wir denken an Gotthelfs Erlebnisse im Unglücksjahr 1837, welche der Dichter in seiner „Wassernot im Emmenthal“ mit überwältigender Kraft und Bildhaftigkeit dargestellt hat. Dort wird der Fluß als Schlange personifiziert: „Die Emmenschlange ist losgebrochen“[212]), ruft entsetzt ein Greis. Von einem grünen Zwerglein wird sie geleitet. Auch im Letzten Thorberger erscheint der Bach Adelgunden im Traumbilde als ein „großer Drache“[213]), ehe er im Gewitter über die Ufer tritt und sie in höchste Gefahr bringt.

Diese Vorstellung des überquellenden Flusses als Drache lebte tief im Volk vieler schweizerischer Täler. Rochholz in seinen Schweizersagen aus dem Aargau zitiert einen Beleg schon bei Scheuchzer[214]). Ebenso weist er nach den Sturmgeist, der auf dem Drachen reitet genau wie bei Gotthelf, in einer Sage aus dem Wäggital[215]). Abschließend stellt er fest: „Alle Drachensagen spielen an Gewässer und Sumpf ... die Sintram und Bertramsage an der Giesenau der Burgdorfer-Emme“[216]). Gotthelf schöpfte also wie bei vielen andern Gelegenheiten aus dem Volksglauben, eine Annahme, welche durch folgende Mitteilung des Volkskundlers Rochholz[217]) noch mehr begründet wird: „Noch sagen die Emmenthaler, sobald die obere Emme im Gebirge anzuschwellen droht, die Schlange rühre sich.“ Dieser Drachenmythus verbreitet in Gotthelfs Erzählung eine unheimliche Stimmung, die wie ein Alpdruck auf Sintram und Bertram und ihren Knechten lastet, ihre Stimmen dämpft und ihre Schritte hemmt. Im Rauschen des Windes meinen sie den Atem des Drachen zu hören, des Nachts im faulenden Holze seine Augen zu sehen, aus den quirlenden Wirbeln des Wassers droht er aufzusteigen.

Im Drachen verkörpert Gotthelf alle feindseligen Mächte des Uechtlandes, welcher Name bei ihm die Bedeutung von Ödland hat. Mit hundert Mitteln sträubt sich die Wildnis gegen den Einbruch der fränkisch-christlichen Zivilisation, deren Missionare Sintram und Bertram sind. Durch immer neue Verheerungen stellen sie das Werk der Brüder fortwährend in Frage, bis Sintram endlich mit dem Sieg über den Drachen

---

[212]) Werke Bd. XV S. 22.

[213]) Bd. XVI S. 239.

[214]) Naturgeschichte des Schweizerlandes.

[215]) Vgl. auch Karl Simrock: Handbuch d. deutschen Mythologie 3. Aufl. Bonn 1869, S. 400, 429.

[216]) Bd. II S. 11 ff.; vgl. auch H. Bachtold-Stäubli: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens Bd. II S. 381.

[217]) Die Schweizersagen von Rochholz erschienen erst 1856; Gotthelf konnte sie somit nicht benutzen.

auch die widerspenstigen Naturgewalten überwindet. Novellentechnisch gesprochen ist so der Drache das retardierende Moment in der Erzählung.

Durch Gotthelf wird das Gedicht von Wyss zu etwas völlig Neuem. Er macht die Episode des Drachenkampfes zum Mittelpunkt einer großen Erzählung, in dem alle Fäden der Handlung zusammenlaufen. Das Abenteuer mit dem Drachen wird in jeder Beziehung zur Krisis für Sintram und Bertram, aus der sie in Treue neu verbunden und mit reicher Hoffnung auf ein gutes Ende ihrer Mission hervorgehen. Damit ist die bei Wyss künstlerisch völlig wertlose Episode durch Gotthelf menschlich und poetisch vertieft und bereichert, mit einem Wort: erst durch ihn ist sie dichterisch gestaltet.

Zwischen den im Drachen und im König der Berggeister symbolisierten Naturkräften und den fränkisch-christlichen Missionaren Sintram und Bertram stehen die Druiden, deren letzte Vertreterin Emma tief in die Handlung eingreift. „Einzelne Druiden", schreibt Gotthelf, „hatten sich erhalten trotz dem bitteren Hasse und schweren Verfolgungen römischer und anderer Despoten, denn sie waren es, welche den Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit fort und fort in den Völkern nährten". Ähnliches hatte er in Hallers Geschichtswerk „Helvetien unter den Römern", einer Hauptquelle zu seinem „Druiden" gelesen: „Dies (die Verfolgung der Römer) bewog die meisten (Druiden) sich über den Rhein in Germanien zu flüchten; diejenigen aber, welche noch in Gallien zurückgeblieben waren, hielten sich in dicken Wäldern und großen Wildnissen versteckt auf"[218]). Zwei solche Druiden erscheinen Sintram, um ihn im Namen der alten Götter willkommen zu heißen. Freiwillig wollen sie ihm und dem Christengotte das Land räumen, welches sie gegen den römischen Einfluß verteidigt hatten. „Als Gott unter dem Kreuze die Völker gesichert, da rief er die treuen Wächter heim, und die treuen Wächter werden erkannt haben, daß der Gott der Christen jede Treue zu lohnen weiß, in welcher Gestalt sie auch durch die Welt gehen mag"[219]), schreibt der Dichter Gotthelf und versöhnt mit diesen toleranten Betrachtungen den christlichen Geistlichen in sich. Der Widerstand der Priestertochter Emma wird durch ihre Liebe zu Bertram gebrochen, und in einem Traumgesicht Bertrams zeigt der Dichter, wie die Priesterin nicht mehr die Kraft findet, die Befehle ihrer Göttin Hertha zu vollziehen[220]). Der ganze Konflikt zwischen Christen-

218) S. 76.
219) Werke Bd. XVIII S. 308.
220) Ebenda S. 372.

tum und Herthaglauben machte Gotthelf viel zu schaffen. Christentum bedeutet hier das Neue und Fremdartige, Herthadienst dagegen das Einheimische, Heimattreue. In diesem Dilemma verfing sich der Dichter, der christlicher Priester und konservativ-bodenständiger Politiker zugleich war. Er mußte einen schwächlichen Rückzug der Druiden in einer Art Götterdämmerung erfinden, eine Lösung, die nicht befriedigen kann. — Gotthelf beabsichtigte offenbar, ein Stück Religionsgeschichte der Heimat in seiner Erzählung darzustellen. Er wollte zeigen, wie Natur-Dämonen, Druidenkult und Christentum einander verdrängten. Kämpfe griechischer Götter und Heroen gegen die Dämonen mögen ihn dazu inspiriert haben. Eine ähnliche Vorstellung von an- und abtretenden Götterdynastien hat Spitteler im „Olympischen Frühling" dichterisch gestaltet.

Die Ableitung des Flußnamens Emme von Emma (so heißt die Druidentochter) hält der Topograph Jahn für eine völlig willkürliche Erfindung Gotthelfs und kann sie „selbst dem Novellisten kaum verzeihen"[221]). Nun nennt aber schon Lauffer[222]) die Emme Emma-Strom. Das mag Gotthelf bewogen haben, den Namen Huldburga (so heißt das Mädchen in der ersten Fassung) durch einen Namen mit heimatlichem Anklang zu ersetzen.

Die Helden der Erzählung, welche Wyss in seinem Gedicht „von Lenzburg hochgeboren" nennt, macht Gotthelf zu Erben der ausgedehnten Grafschaft Rore. Seine unbestimmten Angaben über die Ahnen der Brüder gestatten nicht, genau festzustellen, welche Quelle zu Grunde liegt. Jedenfalls haben vor ihm Historiker, die er las, das Haus Lenzburg mit dem von Rore in Verbindung gebracht. Henne, den wir als wichtige Quelle für den Knaben des Tell kennenlernten, nennt die Brüder „Baltram und Sintram von Rore"[223]). Johannes Müller bezeichnet die Gerichtsstätte zu Rore als Sitz der Grafen von Lenzburg[224]). 1821 erschien im „Schweizerischen Geschichtsforscher" eine Arbeit von Gottfried von Mülinen über die Grafen von Lenzburg. Dort werden die Anfänge des Hauses und seine Beziehungen zur Grafschaft Rore ausführlich auseinandergesetzt[225]). Möglicherweise kannte Gotthelf die Abhandlung, zwar konnte nicht festgestellt werden, daß er zu den regelmäßigen Lesern des „Schweizerischen Geschichtsforschers" zählte.

---

221) Emmenthaler Altertümer und Sagen 1865 S. 30.
222) Bd. I S. 48.
223) Bd. I S. 98.
224) Bd. I S. 264 und 374.
225) S. 12 ff.

— Die „weltsche Mutter“[226]) der beiden Grafen ist nirgends erwähnt. Der Dichter hat sie erfunden, um dem einen Sohn schwarze Augen und dunkles Haar andichten zu können, wogegen er dem andern die Merkmale des „uralt helvetischen Stammes“[226]), dem sie väterlicherseits entsprossen, verleiht: blondes Haar und blaue Augen. Diesen Unterschied verstärkt er, indem er die Brüder einen assortierten romantischen Aufputz wählen läßt. Der Blonde reitet einen Schimmel und trägt auf seinem Helm einen blauen Busch, der Schwarze gibt einem Rappen und einem roten Helmbusch den Vorzug. Mit solchen etwas zirkushaften Mitteln bringt der Dichter Farbe in seine Beschreibung, und zutiefst begründet er aus der Vorherrschaft der romanischen Rasse im einen, der germanischen im andern die Konflikte, welche trotz der treuen Verbundenheit ihnen selber zum Gram aus den Urtiefen ihres Wesens sich erheben.

Die Mission, welche Pipin von Heristal den beiden Grafen in Helvetien übertrug, fand Gotthelf in der handschriftlichen Chronik von Aeschlimann in Burgdorf vorgezeichnet. Freilich geht sie dort von Karl dem Großen aus: „770, Grafen von Lenzburg ... sollen von Karl dem Großen befehligt worden sein in hiesiger Gegend feste Plätze anzulegen und die christliche Religion durch Erbauung von Kirchen usw. einzuführen“[227]). — Den Drachenkampf und die Erbauung von Burgdorf setzen Aeschlimann und Henne schon im Jahre 712 an[228]). In dichterischer Freiheit weicht Gotthelf von den Quellen ab und vereinigt die verschiedenen geschichtlichen Ereignisse in der Regierungszeit Pipins des Heristallers, um sie alle zu Taten seiner beiden Helden machen zu können. Es ist ein Beispiel künstlerischer Konzentration des geschichtlichen Stoffes wie die Luternau-Handlung im Kurt und wie die Taten Tells oder des Thorbergers in den andern Erzählungen Gotthelfs.

Die Zustände im fränkischen Königshaus, welche den weltgeschichtlichen Hintergrund zu seiner Erzählung bilden, entnahm Gotthelf einer Quelle, auf welche, trotz ihrer Wichtigkeit für den Dichter, bisher noch niemand hingewiesen hat. Seltsamerweise, denn sie ist im Text selber erwähnt. Gotthelf schildert Brunhilde und Fredegunde mit den Worten eines andern folgendermaßen: „Das waren Weiber von denen der alte Laufer schreibt: «Sonderlich giengen allen Franckischen Landen in den zweyen Königinnen Brunechild und Fredegunden, die in Ausübung aller Laster um den Vorzug stritten, zwey pestilenzische Gestirne auf, welche mit ihrem giftigen Einfluß unzehlichen Jammer, Mord und Blut-

226) Bd. XVIII S. 299.
227) Ausgabe im Druck S. 4.
228) Ebenda.

vergießen gestiftet haben. Wir wollen diese schwartze Nacht der Laster durch unsere Feder nur mit wenig Worten um etwas aufheitern“[229]). — Die Stelle entstammt der „Beschreibung Helvetischer Geschichte“ von Jakob Lauffer aus Zofingen[230]), der von 1688 bis 1734 lebte und seit 1718 in Bern als „Professor Eloquentiae et Historiae“ wirkte. Das Werk erschien achtzehnbändig in Zürich 1736. Band zwei enthält die Fränkische Geschichte und bietet in „genauer und umständlicher Beschreibung“ die Skandalgeschichten der Merowinger und Carolinger, eine große Menge von komischen und tragischen Anekdoten und ist eine ungemein amüsante Lektüre, die sich Bitzius mit Behagen wird zu Gemüte geführt haben. — Umsonst hätte er bei Johannes von Müller nach Einzelheiten, z. B. über Pipin den Heristaller, geforscht. Hier fand er dergleichen in reicher Auswahl.

Bei Lauffer ist das Hausmeiertum beschrieben, ihm entstammt die Angabe, daß Pipin seinen Sohn Grimoald aus politischen Gründen mit des Friesen Radbod Tochter verheiratete[231]). „Wider Radbod Hertzogen der Friesen führte er (Pipin) einen Religionskrieg, zwang ihn, daß er mußte christliche Lehrer annehmen ... wodurch seine eigene Tochter Theodorinda zum Christlichen Glauben gebracht ward ... Die bekehrte Theodorinda ward Grimoald Pipins jüngerem aus rechter Ehe erzeugten Sohne zur Gemahlin gegeben“[232]). — Ebenda fand Gotthelf das Schicksal des unglücklichen Dagobert geschildert, welches dieser sterbend seinem Schwiegersohn Sintram erzählt[233]): Sigebert habe das Reich samt seinem jungen Dagobert dem ungetreuen Grimwald anbefohlen. „Kaum aber hatte er die Augen geschlossen, als Grimwald den jungen Dagobert in Schottland verschickt, andere aber melden, er habe ihn gar ermordet“[234]). Gotthelf dichtet hinzu, daß der Königssohn Dagobert von Schottland ins Uechtland geflohen und dort Sintrams Lehensmann und Schwiegervater geworden sei. Indem er kühn diesen großen Namen, aus dem er eine zwar schwächliche aber sehr sympathische Fürstengestalt schafft, in seine Erzählung einführt, ermöglicht er Sintram, in Dagoberts Haus im einsamen Uechtland eine seinem Range würdige Gemahlin zu finden; zugleich wird die Geschichte um einen interessanten und rührenden Zug reicher. — Viele Einzelheiten zum Bilde Pipins

---

229) Bd. XVIII S. 294.
230) Bd. II S. 32.
231) Werke Bd. XVIII S. 296.
232) Lauffer Bd. II S. 91 f.
233) Werke Bd. XVIII S. 395.
234) Lauffer Bd. II S. 82.

entnahm Gotthelf ebenfalls Lauffer; dort las er von seinen Taten, gestützt auf welche er ihn als einen erhabenen Helden schildert, aber auch von seinem frühen Tod[235]), der verunmöglichte, daß er das Werk Sintrams und Bertrams länger unterstützte.

Anderes hinwiederum schildert Gotthelf nach Johannes Müller, den er neben Lauffer auch für diese Erzählung heranzog. Z. B.: Pipin „wußte, daß der Schwabenherzog ihn haßte"[236]), geht zurück auf eine Stelle bei Müller: „Gottfried von Alemannien widerstand Pipin dem Alten"; die Episode des Thurgauers Kisher, „der in einem Anlaufe sieben Heiden auf einmal an seinen Spieß steckte"[237]), fand er ebenfalls dort: „es war vor allen andern Kriegern der Kisher, von Thurgau, groß von Statur; er mähte Tschechen, Wilzen, Awaren, wie Gras; mit seiner Hallbarde stach er bis in die siebente Reihe".

Von den Helden Sintram und Bertram melden die Quellen nach ihrem Sieg über den Drachen nichts mehr. Der Dichter läßt Sintram an der Seite seiner Gemahlin aus merovingischem Hause seine Grafschaft regieren und „in einer Sarazenenschlacht, in welche er gezogen war Karl dem Hammer zu Hülfe"[238]) sein Leben beschließen. Lauffer gab ihm die Unterlagen dazu in seinen Schilderungen der Schlacht bei Tours und anderer Sarazenenkämpfe Karl Martels. Bertram wird von Weltflucht ergriffen und sehnt sich nach einem Kloster. Gotthelf schreibt an Hagenbach, er mache in Sintram und Bertram „den Versuch, uns den Zustand unseres Landes in den Zeiten der wilden Brunhilde und Fredegunde zu vergegenwärtigen bestmöglichst". Das Bild wäre unvollständig geblieben, hätte der Dichter nicht jenem starken Zug zum kontemplativen Leben, den das junge Christentum in seinen Anhängern weckte, einen großen Einfluß in seiner Erzählung eingeräumt, und hätte er nicht die Anfänge der Kirche geschildert, welche damals in unserem Lande sich feste Zentren schuf, wovon Bertrams Zufluchtsort Solothurn nach der Angabe verschiedener Quellen eines der ältesten war.

Mehr noch als im Kurt von Koppigen hat die Landschaft in Sintram und Bertram eine wichtige künstlerische Funktion. Die unwegsamen Urwälder, welche von unzähligen Arten von Wild, harmlosem und gefährlichem, bewohnt sind, die verräterischen Sümpfe, die über ihre Ufer steigenden Flüsse bieten dem Vordringen der beiden Brüder ebenso große Hemmnisse wie der Drache und der heidnische Glaube

---

235) Ebenda S. 93.
236) Werke Bd. XVIII S. 296, dazu Müller Bd. I S. 172.
237) Werke Bd. XVIII S. 357, dazu Müller Bd. I S. 199.
238) Werke Bd. XVIII S. 401, dazu Lauffer Bd. II S. 97 u. 100.

der Einwohner. Furcht und Unruhe flößt die Wildnis dem Eindringling ein, aus dem Halbdunkel des uralten Dickichts drohen feindselige Mächte sich auf ihn zu stürzen. Ein banges Gefühl teilt sich dem Leser mit, wenn er ihn auf seinen Wanderungen begleitet. Diese drohende, unheilgeladene Stimmung ist prachtvoll getroffen. Romantisches Naturgefühl von gewaltiger Intensität mit kräftigstem bildhaftem Realismus vereint schaffen Bilder von eindringlichster Schönheit und Kraft. Alle Einzelheiten aus dem Tier- und Pflanzenreich wirken durchaus wahr. Eigene Anschauung des Wanderers und Jägers Bitzius und zahlreiche Angaben bei Haller, Müller und Lauffer boten gediegenes Material für die Phantasieschöpfungen des Dichters. Aus den Quellen mag folgende Stelle bei Müller Gotthelf dabei am meisten beeinflußt haben: „Die Franken kamen mit Pferd, Pflug, Schwert und ihren Knechten in das erödete Land, besäeten die verlassenen Äcker, pflügten und stritten mit gleichem Arm, Glück und Eifer, den Auerochsen, den Wölfen und ihren Feinden furchtbar."

### e) Die drei Brüder.

Geschichte, Sage und schöpferische Phantasie haben wir bisher als die drei Elemente erkannt, aus denen Gotthelfs historische Erzählungen gebildet sind. Ihr Anteil ist in den verschiedenen Werken verschieden groß. Im Thorberger und im Knaben des Tell wiegt die Geschichte vor, in Sintram und Bertram die Sage, im Kurt von Koppigen die Phantasie; in der Erzählung „Die drei Brüder" wirken sie am gleichmäßigsten zusammen. Neu ist, daß der Dichter sich nicht bloß auf geschriebene Geschichte stützt, sondern auch auf Funde und Überreste in der Landschaft, welche er selbständig deutet. Ausgangspunkt für seine Erzählung sind Beobachtungen auf dem Münneberg, der sich nicht weit von Lützelflüh, der Ortschaft Sumiswald gegenüber befindet. Aus Erdwällen, einem kleinen Hügel und aus der überragenden, weithin sichtbaren Lage des Berges schließt Gotthelf, daß sich in römischer Zeit ein Wachtturm darauf befunden habe. Der Topograph Albert Jahn vertritt in seinen „Emmenthaler Altertümern und Sagen" die gleiche Ansicht, wobei er ausdrücklich darauf hinweist, daß er sich an Mitteilungen von „Pfarrer Bitzius sel." halte[239]). Jahn bekundet, daß er zu einer ganzen Reihe von Sagen und historischen Funden Aufschlüsse und Belehrung beim Pfarrer von Lützelflüh geholt habe. Es bestätigt sich daraus das große geschichtliche Interesse Gotthelfs, das sich also

[239]) Vgl. Jahn: Emmenthaler Altertümer und Sagen, Bern 1865, S. 5 ff.

auch vorgeschichtlichen Erscheinungen zuwandte. Mit offenem Sinn verfolgte er die Spuren, welche historische Ereignisse und Zustände in der Landschaft zurückgelassen hatten, und selbständig machte er sich seine Gedanken darüber. Solchen Gedanken gibt er Ausdruck in den Versuchen der zum Fischessen versammelten Freunde, den Namen Münneberg zu deuten. Nach einer alten Sage, welche Gotthelf mit klugen geographischen Betrachtungen und mit dem Vorhandensein des Namens Vorstadt für den Kirchstalden in Sumiswald zu stützen versucht, soll dieser Ort in alter Zeit eine Art Stadt gewesen sein. Am Fuße des Münnebergs sollen sich die Mühlen befunden haben, woraus zu schließen wäre, daß Münneberg Mühleberg bedeute. Sprachlich ist natürlich diese Erklärung nicht stichhaltig[240]); aber Gotthelf ist sie willkommen; er baut darauf seine ganze Erzählung.

Aus der Geschichte wußte Gotthelf, daß als Folge des Konfliktes zwischen den römischen Kaisern Galba und Vitellius über Helvetien ein fürchterlicher Krieg hereinbrach. Die Helvetier waren Anhänger Galbas. Sie wurden von den dem Vitellius ergebenen Legionen besiegt und „sahen von allen Seiten her den Rauch der Städte und Flecken, großes Blutvergießen, das Landvolk in Flucht", alle Täler wurden geplündert. So hatte Gotthelf wörtlich bei Johannes von Müller gelesen[241]). Das ermächtigte ihn zu der Annahme, die Stadt Sumiswald sei damals zerstört worden. Folglich sei die Sage von den drei Brüdern, welche bei den Mühlen dieser Stadt spielt, in der römischen Zeit anzusetzen.

Der Dichter schildert zunächst die Zustände in Helvetien zur Zeit der Römer z. B. in folgender Weise: „Vor achtzehnhundert Jahren fast waren die Helvetier unter der Oberherrschaft der Römer, wurden aber von diesen hoch geachtet um ihrer berühmten Tapferkeit willen und von ihnen mit gar manchem Vorrecht beschenkt, das andere Völker nicht erhielten. So hatten sie eigene Vorsteher, und Ausgeschossene aus allen Gauen kamen zur Beratung aller gemeinsamen Angelegenheiten zusammen gerade wie jetzt die Tagsatzung, ja, sie hatten sogar ein Kastell gegen die Alemannen zu, der Schlüssel des Landes, mit eigenen Leuten besetzt"[242]). „Schon damals gingen Tannen aus Helvetien den Rhein hinab bis hinunter ins Weltmeer"[243]). Die Anlehnung an die Quelle ist dabei so eng, wie wir es bisher nur im Thorberger festgestellt haben,

240) Vgl. dazu Jahn a. a. O.
241) Bd. I S. 57.
242) Werke Bd. XVIII S. 12 f. und Müller Bd. I S. 50 f.
243) Ebenda S. 13 und Müller Bd. I S. 50.

was folgende Stellen aus Johannes von Müller belegen mögen: Es ... „giengen Tannen, welche auf dem Jura vorzüglich sind, in den Rhein und auf die Rhone nach beyden Meeren". — „Die Helvetier ... genossen wegen ihrem alten Ruhm aller Vorzüge, die ein unterworfenes Volk wünschen darf. Jede Stadt hatte zween Vorsteher; die Nation versammelte sich durch Gesandte in Tagsatzungen." — „Die Helvetier, welches wenigen Unterthanen gestattet wird, hatten auf der Seite nach Teutschland ein Castell mit ihren eigenen Leuten besetzt."

Ein kräftiges Leben durchpulst die Darstellung bei Gotthelf. Er schildert das Volk beim Schwingfest, auf Märkten, seine Sitten, seine Gewänder und Waren. Juden und Italiener treten als Händler auf. Besonders ausführlich beschreibt er Aventicum, wo die helvetischen Gesandten zu politischen Beratungen und zu lärmenden Gelagen zusammenkommen. Dort eröffnet ihnen Julius Alpinus, der Vorsteher des Landes, daß der Kaiser Galba dem helvetischen Volke einen Viertel der Steuern erlassen, weil es geholfen habe, Nero zu stürzen und ihn auf den Thron zu heben. Im Theater sieht der Held der Erzählung, Sigbert, die von ihm verehrte Tochter eines der drei Brüder, Gertrud mit Namen, die sich in Begleitung ihres Oheims Achim eingefunden hat. An Schönheit wird sie nur von Julia Alpinula, der Tochter des Vorstehers, überragt.

Zu solch ausführlichen Schilderungen des Volkslebens, der helvetischen Städte und ihrer Einrichtungen genügten die Angaben bei Müller nicht. Gotthelf griff zu einem Spezialwerk: zu Franz Ludwig von Haller von Königsfeldens „Helvetien unter den Römern". Hier fand er eine ganze Menge von Material sorgfältig in einem Bande zusammengetragen und in einem andern zu hübschen Darstellungen verarbeitet und abgerundet. Von unmittelbarem Einfluß auf Gotthelfs Erzählung waren z. B. folgende Stellen: „Der Zusammenkunftsort des Helvetischen Conventus ... wurde, wie man aus den Vorgängen unter Galba und Vitellius schließen kann, vermutlich eben während der Regierungszeit des Claudius nach Aventikum verlegt, welches dadurch, und wegen seinem auch sonst zunehmenden Wohlstande die bekannte Auszeichnung als Hauptstadt von Helvetien, gentis caput, verdiente"[244]). — Ebenda ist erwähnt, mit der gleichen Begründung wie Gotthelf sie gibt, daß den Helvetiern der vierte Teil aller „Auflagen" erlassen worden seien; auch ist genannt „Julius Alpinus, Vorsteher der Nation und des Conventus zu Aventicum"[245]).

---

[244]) Haller I. Teil S. 72.

[245]) Ebenda S. 91 und 105.

Der Verlauf des Krieges zwischen den Anhängern Galbas und den Freunden des Vitellius stellt Gotthelf in gleicher Weise dar wie Müller und Haller. Einzelne Episoden, wie den Raub des für die helvetische Besatzung in Baden bestimmten Soldes durch römische Legionäre[246]), die Gefangennahme eines römischen Hauptmanns durch die Helvetier[247]), den Einbruch der Römer und Rhätier in die Täler, enthalten alle Darstellungen mit geringen Unterschieden, wobei sich Gotthelf durcheinander bald an Müller, bald an Haller hält. Die Quellenabhängigkeit ist auffallend ähnlich derjenigen im Thorberger, bloß ist an Stelle Tilliers das Werk von Haller getreten[248]). Für die Geschichte der Niederlage der Helvetier genügten Gotthelf also seine beiden wissenschaftlichen Vorlagen; in der Begründung aber geht er weit über sie hinaus. Wohl anerkennt er mit Müller als Ursachen des Mißerfolgs der Helvetier zu großes Selbstvertrauen, genährt von altem Waffenruhm und Mangel an einheitlicher Führung[249]); aber das Hauptübel sitzt viel tiefer und ist bezeichnenderweise für Gotthelf ein rein moralisches. Dieses in seiner Entstehung und Auswirkung zu zeigen, dient ihm die Sage von den drei Brüdern, welche nie zur Ruhe kommen, welche man am finstern Bach am Fuße des Münnebergs immer noch gehn und winken und deuten sieht. Auf ihnen lastet ein Fluch. „So lange sollen sie hier gehen, als irgendeiner, der Verrat im Sinne trägt und aus Eitelkeit, Geiz oder Hochmut Treue brechen will, dieses Weges geht“[250]).

Die Sage werde „noch oft von alten Leuten erzählt“, läßt der Dichter einen Teilnehmer am Fischessen, der „alten Reden und Schriften wohl kundig ist“[251]), sagen. Aufgeschrieben hat sie niemand außer Gotthelf, und was davon Volksgut und was dichterische Ergänzung ist, läßt sich nicht entscheiden. Die drei Brüder waren die reichsten und stärksten Männer des Emmenthals. Auf den Märkten war ihr Vieh gesucht, beim Schwingen galten sie als unbesiegbar. Sie hatten jedoch römische Sitten angenommen und kleideten sich nach Art der Römer. Da sie so den Stamm verleugneten, dem sie entsprossen, wandte sich das Volk von ihnen ab und dem jungen Sigbert zu, der sich ihnen bald

---

246) Werke Bd. XVIII S. 30; dazu Haller I S. 95; Müller I S. 55.

247) Werke Bd. XVIII S. 32; dazu Müller I S. 55; Haller I S. 95.

248) Es ist dies mit ein Grund für Annahme, die „Drei Brüder“ seien lange vor ihrer Publikation, unmittelbar nach dem Thorberger entstanden.

249) Vgl. Werke Bd. XVIII S. 30, 31, 33 mit Müller Bd. I S. 56.

250) Werke Bd. XVIII S. 38.

251) Ebenda S. 11.

ebenbürtig erwies. Er wurde Abgeordneter der Täler und Führer des Heeres. Aus Neid und Haß betrieben sie seinen Untergang. Gertrud, die Tochter des ältesten der drei Brüder, ihre einzige Erbin, verschloß sich aus Familiensinn den Werbungen Sigberts, obgleich sie sich in ihrem Innern zu ihm gezogen fühlte. — Da die Brüder die Gunst ihrer Landsleute nicht hatten gewinnen können, erlagen sie mehr und mehr dem fremden, römischen Einfluß. Als der Krieg ausbrach, hinderten sie den geschlossenen Aufmarsch von Sigberts Truppen und des helvetischen Heeres überhaupt, indem sie die Wachen bei den Höhenfeuern entweder dazu bewogen, die Flammenzeichen nicht zu geben, oder indem sie sie töten ließen. Auch auf dem Mühlenberg flammte kein Feuer auf. Sigbert, wegen des Ausbleibens jeglicher Nachricht zur Verzweiflung getrieben, eilte nach dem Mühlenberg trotz den Warnungen einer geheimnisvollen Stimme. Auf dem Weg fiel er unter den Speeren der drei Brüder, mit ihm aber auch Gertrud, die ihn zu schützen herbeigeeilt war. Nachdem sie so „durch List und Gewalt den Zusammenhang unter den Helvetiern zerrissen", unternahmen es die drei Brüder, mit den Römern zu unterhandeln und von ihnen Friede und Freundschaft zu erkaufen. Aber die Feinde verachteten die Verräter, nur ein Sprung unter die Räder der Mühle am Münneberg konnte die drei Brüder vor Mißhandlung und Schande retten.

Indem Gotthelf diese Sage mit der Geschichte verflicht, ist er wahrer als der Historiker, da er nicht nur das Was und Wie zeigt, sondern auch das Warum aufdeckt. Um den tiefsten Grund der Niederlage der Helvetier ist es ihm zu tun: Schwachheit gegenüber dem Einfluß des Fremden, Mangel an Heimattreue bis zum Verrat rissen die Helvetier in den Abgrund. Die drei Brüder stehen für Viele in vergangenen und gegenwärtigen Zeiten. Die Erzählung enthält die Situation von 1798, man braucht nur die Römer durch die Franzosen zu ersetzen. Die Ereignisse in der Zeit des Übergangs, welche der junge Gotthelf miterlebte, hinterließen in ihm tiefsten Eindruck, was in den Novellen aus dem Übergang noch nachzuweisen sein wird. In seinen Augen waren die Anhänger der französischen Revolution Verräter und Ursache des Untergangs des Vaterlandes. Auch seine Zeitgenossen sah er dem fremden Einfluß erliegen: die Revolutionäre und Radikalen unterwühlen das Althergebrachte und Bodenständige, und auf solche Weise führen sie den Ruin der Heimat herbei. So zieht er selber aus der Erzählung eine Lektion für die Gegenwart, wenn er sagt, viele Ungetreue hätten die drei verräterischen Brüder am Münneberg gesehen, und „wenn zuweilen die Tagsatzungsgesandten dieses Weges fahren, so

scheuen oft die Rosse, und die meisten Kutscher zögen den Weg über Langnau vor“[252]).

Es ist auch der Zweck des Rahmens, dieses fröhlichen Fischessens im Wirtshaus auf dem Lande, die Brücke von der fernen Vergangenheit in die Gegenwart schlagen zu helfen. Nachdem der Erzähler verstummt ist, setzt die Unterhaltung ein über aktuelle Fragen der Rechtspflege und der Politik. Eine andere Funktion hat die Schilderung der aufgeräumten Tischgesellschaft nicht. Die gehobene Stimmung kontrastiert seltsam mit dem Ernst und dem tragischen Ausgang der Erzählung, sehr ihm Gegensatz etwa zum Rahmen in einer Rahmendichtung wie Hauffs Wirtshaus im Spessart, wo die unheimliche Atmosphäre über dem einsamen Waldgasthaus bestimmt ist, den Leser empfänglich zu machen für die schauerlichen Vorgänge in den Erzählungen.

Es bleibt zu ergänzen, daß die Zusammenkunft einiger Gleichgesinnter zu behaglichem Fischessen in Flühlenstalden tatsächlich stattgefunden hat, und zwar am 13. September 1839, was aus einer Einsendung im „Berner Volksfreund“ vom 29. September dieses Jahres hervorgeht[253]).

### f) Der Druide.

Von allen historischen Erzählungen Gotthelfs reicht die vom Druiden am weitesten in die Vergangenheit zurück. Schauplatz ist die Heimat des Dichters in einer Zeit, wo die helvetischen Stämme, welche sie bewohnten, noch frei waren vom römischen Joch, wo sie aber schon erfüllt waren von einer unwiderstehlichen Sehnsucht nach dem schöneren, sonnigeren Gallien, ihrem Land der Verheißung, in dem sie jedoch Niederlage und Knechtschaft erwarteten.

Über die interessante künstlerische Aufgabe, die sich Gotthelf mit dieser Novelle stellte, äußerst er sich in einem Brief an den schon mehrfach erwähnten Vetter Carl Bitzius folgendermaßen[254]). „Schwito[255]) wollte ich nicht als historisches Bild geben, sondern den Eindruck des verlassenen Landes hervorzurufen suchen, etwas, das noch nicht dargestellt ist, daher stellte ich die Handlung in den Hintergrund.“ In der Tat nehmen die historischen Ereignisse einen geringen Raum ein in der Erzählung. Sie sind überwuchert von poetischen Visionen der helvetischen Landschaft, welche zunächst erfüllt ist von der Unruhe des zum

---

252) Werke Bd. XVIII S. 39.

253) Vgl. Anmerkungen Bd. XVIII S. 424 f.

254) Lützelflüh, 22. I. 1842 (unveröffentlicht).

255) Dieses sollte ursprünglich der Name der Erzählung sein.

Auszug gewillten Volkes, dann in völliger Verlassenheit trauert und schließlich als freundliche Heimat die Trümmer des stolzen Auszuges wiederum liebevoll aufnimmt. Es ist ein kühner Versuch, die Heimat als einen Kosmos zu gestalten, in dem jeder Teil durch magische Bande an den andern geknüpft ist, so eng, daß die Grenzen der einzelnen Lebensformen verschwimmen, und, wo sich ein Teil von Ganzen trennt, eine blutende Wunde entsteht. Im Nebel über dem See schweben die Geister der Ahnen, im blutigen Abendrot schwimmt das Blut der gefallenen Helvetier, die Berge erblassen zu Leichenhaufen. In der verlassenen Heimat trauert selbst das Wild über den Wegzug der Jäger, die Fische scheuen die Netze des zurückgebliebenen Druiden nicht, sie freuen sich des Lebens, das er noch in die stillen Gewässer bringt. Die infolge des Auszugs der Menschen entstandene Ruhe ist gegen den Sinn des Kosmos Heimat, und so wird „Leben zu Leben getrieben, und das Leben scheute, um Leben zu finden, den Tod nicht“[256]).

In der Absicht, Landschaft und Kreatur in „noch nicht dargestellter“ Einheit zu zeigen, schafft der Dichter Abhängigkeiten, welche vor dem kritischen Verstand nicht bestehen können, welche aber die Harmonie innerhalb des Kosmos Heimat vollkommen machen.

Mit hundert Zeichen teilt sich die Heimat dem Menschen mit, der sie zu lesen versteht; der See (der Zürichsee) in seinen mannigfachen Gestalten und Stimmungen ist ihr Antlitz, in dem sie deutlich verrät, was sie bewegt. In diesem Antlitz liest Schwito, der älteste der Druiden, „dem von Jugend auf der See der Spiegel der Götter war“, wie ängstlich und heftig die Heimat wirbt um die Liebe und Treue ihrer Kinder. Als eine Mutter hängt sie an ihnen, und sie will die Ungenügsam-Gewordenen nicht einer üppigen fremden Mutter überlassen. In der Mutter Heimat personifiziert sich die Gemeinschaft von Natur, Lebewesen und Gottheit. Sie ist bei Gotthelf nicht etwas Abstraktes, sondern in leiblicher Gestalt erscheint sie dem Druiden Schwito und dem im heiligen Hain versammelten Stamm als Göttin Hertha.

Hertha wirbt, leidet, tröstet und kettet schließlich Erde und Himmel und die Seelen der Menschen mit sichtbaren Ketten unzertrennlich zusammen. In Zukunft wird jedem Helvetier, der den heimatlichen Boden verläßt, Leib und Seele auseinandergerissen werden: „auf Flügeln der Sehnsucht wird seine Seele heimziehen“[257]). Hertha legt um ihre Söhne die Kette des legendär gewordenen Schweizerheimwehs.

---

[256]) Werke Bd. XVII S. 184.

[257]) Werke Bd. XVII S. 226.

In dieser Allegorie und in vielen andern Allegorien und Symbolen, von denen die Erzählung namentlich in den vielen Visionen Schwitos strotzt, scheint auch die Grenze zwischen Stoff und Form, Landschaft und Dichtung völlig aufgehoben zu sein. Es strömt sich ganz uneingedämmt ein höchst romantisches Gefühl darin aus, das alles auflöst und assimiliert; die Gesetze der Schwerkraft, der Causalität, der Logik sind aufgehoben, alles ist einfach Vision und Stimmung. Im „Kurt von Koppigen" und in „Sintram und Bertram" zeigt der Dichter vielfach ein ähnliches Streben, in den „Schlachtfeldern" und im „Sylvestertraum" erfährt es seine gänzliche Erfüllung.

Schwito, der alte Druide, ist das Sprachrohr der Heimat; er ermahnt das Volk zur Treue gegenüber dem Althergebrachten, gegenüber den „vaterländischen Göttern". Er ist freilich der meist ausgeführte menschliche Charakter der Erzählung, aber ohne eigenen Willen und selbständiges Handeln eine unplastische Gestalt. Er soll, sein Name deutet es an, den konventionellen Begriff des heimatgebundenen Schweizers verkörpern; so erscheint er mit der Natur seiner Heimat völlig verwachsen, nicht als ein mit Verstand begabtes Wesen über sie hinausragend, sondern ganz in ihr wesend wie Fluren, Wasser, Tiere und heiliger Hain. Sein Modell ist nicht eine konkrete geschichtliche Gestalt, sondern eine Abstraktion. Deshalb wirkt er nicht als Mensch, sondern als Schemen.

Der Held der Erzählung ist nicht dieser schemenhafte Schwito, auch nicht das Volk der Helvetier, sondern nach Gotthelfs eigenen Worten das „Land", dieser pantheistische Kosmos Heimat. Sie handelt. Darin ist der überragende Anteil der Landschaftsschilderungen an der Erzählung begründet. Vor andern fallen auf die meisterhaften Stimmungsbilder am See, welcher der Spiegel der Götter ist, um so mehr, als der Dichter weitab von jedem größeren Wasserspiegel lebte. In seiner frühesten Kindheit, die er im Pfarrhaus des Landstädtchens über dem Murtensee zubrachte, hatte er die großen und unendlich schönen Eindrücke, welche ein Gewässer unter den ewig wechselnden Einwirkungen des Lichts zu vermitteln vermag, mit der ganzen Intensität eines zum Künstler geborenen Kindes in sich aufgenommen. Aus dem Schatz solcher Erinnerungen gestaltete er seine Seebilder in überzeugender Anschaulichkeit und Schönheit.

Wie die Seebilder geht auch die Gestalt der Hertha letzten Endes auf Eindrücke zurück, welche der Dichter in jungen Jahren gewann. Als Abschluß seines Göttingersemesters unternahm er eine Wanderung durch Deutschland, welche ihn bis nach Rügen führte. Dem Herthasee

und der Herthaburg auf dieser Insel schenkte er größte Aufmerksamkeit, wie wir in seinem Reisetagebuch vom September 1821[258]) lesen, in den Drei Brüdern ergeht er sich in Erinnerungen, welche zeigen, wie deutlich das Bild der berühmten Stätte in ihm haftete[259]). Bei der Lektüre von Hallers Werk über „Helvetien unter den Römern" stieß er wieder auf Hertha, wo sie unter den Göttern „der Celtisch-Römischen Religion" der Helvetier aufgezählt ist[260]). Das bot Gotthelf eine willkommene Veranlassung, die ihm seit seinem Besuch auf Rügen vertraute mythologische Gestalt in seine heimatlichen Erzählungen aufzunehmen. Immerhin mochte er dabei Zweifel hegen, ob Hertha wirklich zu den, wie er sie zu nennen pflegt, „vaterländischen Göttern" des vorrömischen Helvetien gehöre; Haller beschreibt eine spätere Zeit und in Lauffers Geschichte fehlt der Name Hertha unter den zahlreichen Göttern. Gotthelf suchte Gewißheit bei Jakob Grimm. Er schreibt darüber an Carl Bitzius: „In Grimms deut. Mythologie, die ich gegenwärtig mir zu Gemüthe führe, wird der Herthadienst in der Schweiz wahrscheinlich gefunden und namentlich dabei auf das Wort Herd gedeutet"[261]). Gotthelf kann dabei nur folgende Stelle im Auge haben[262]): „Wer bei Hertha beharrt, muß außer dem N auch das U ändern und für Nerthum Hertham setzen, da sich kein goth. aírthus, nur aírtha findet. Für Hertha scheint allerdings die nord. Göttin Jörth anzuschlagen und es ist zuviel gesagt, daß die aspiration bei Tacitus fehlen müsse ... Einzuräumen ist auch, daß gerade erda und herda wechseln und noch heute ein schweiz. masc. herd für solum, erdboden gilt, das aber vielleicht dem ags. eard ... ahd. art zu vergleichen wäre? ..." Diese Angaben bei Grimm würden es einem zünftigen Germanisten nicht erlauben, Hertha unter die helvetischen Götter einzureihen. Der Dichter hingegen setzte sich über weitere Bedenken hinweg, als er bei Grimm eine andere Stelle entdeckte, welche seinen Plänen aufs beste entsprach. Er erfuhr dort, daß Nerthus-Hertha bei Tacitus die „terra mater", eine „mütterliche Gottheit der Erde" ist[263]). Das war der zündende Funke; er hatte gefunden, was er suchte: einen Namen, der „terra mater" bedeutet und Herd-Erde, einen Namen, dem die nötige Symbolkraft innewohnte, um darin die „Heimat" seiner Erzählung zu personifizieren.

---

258) Hg. von Ferdinand Vetter im Sonntagsblatt des „Bund" 1887, Nr. 8—16.
259) Bd. XVIII S. 10.
260) Bd. I S. 14.
261) Lützelflüh 22. I. 1842 (unveröffentlicht).
262) Jakob Grimm: Deutsche Mythologie, 1835, S. IX.
263) S. 152 a. a. O.

Wir erkennen daraus, daß Gotthelf nicht einfach willkürlich „Keltisches mit germanischer Mythologie vermischte", wie Muret anzunehmen scheint[264]), sondern daß ihn offensichtlich auch im Fall der Göttin Hertha das Bestreben erfüllte, in seinen Erzählungen historisch wahr zu sein. Aber die einmal konzipierte Dichtung verlangte mehr, als die Quelle bieten konnte; da setzte der künstlerische Gestaltungswille ein und wandelte und verwandelte die unsicheren Angaben der Quelle zu einer eindeutigen, festgeschlossenen Gestalt Hertha.

Wesentlich leichter als für Hertha fand Gotthelf Anhaltspunkte für seine Druiden. Die sichere Schilderung ihrer kultischen Handlungen und deren Einflüsse auf das politische Leben setzen eine gute Quellenunterlage voraus. Der meistbenützte Johannes von Müller bietet freilich dafür nichts, hingegen konnte der Dichter in Lauffers „Genauen und umständlichen Beschreibung Helvetischer Geschichte" ausführlich lesen über: „Gräntzen, in welchen die Helvetier zu Caesars Zeiten gesessen. Gelegenheit und Art des Landes. Regierungsform der freyen Helvetier. Ihre Religion und Geistlichen. Ihre Sitten"[265]). Von großer Wichtigkeit für die Erzählung sind die Schlachtopfer und die daraus abgeleiteten Prophezeiungen. Lauffer enthält dazu beispielsweise folgendes: „Sie (die Druiden) beflecken sich aber sonderlich mit grausamsten Menschenopfern" etc., sie sagten „aus dieser armen Schlacht-Opfer Fall, Zittern, Wunden, aus dem Fließen des Blutes und dergleichen künftige Dinge voraus; daher sie oft bei wichtigen Rathschlagungen dergleichen Menschen-Opfer abschlachten, um das zukünftige daraus zu nehmen"[266]). Die überragende höchst einflußreiche Stellung der Druiden in der Erzählung entspricht durchaus den Angaben der Quelle. Hingegen enthält weder Lauffers Darstellung noch irgend eine andere etwas von der geteilten Meinung der Druiden in Bezug auf die Auswanderung, oder von der entschiedenen Abmahnung des ältesten Druiden; die Priester werden in diesem Zusammenhang überhaupt nicht erwähnt. Gotthelf erfand Schwito und stellte ihn in einen Gegensatz zum Volkswillen, um daraus einen Konflikt zwischen Heimat und Volk entwickeln zu können, den Konflikt der Erzählung schlechthin, ohne welchen keine Handlung, überhaupt keine Novelle vorhanden wäre. Das Motiv des „Druiden" also ist rein Gotthelfs Erfindung.

Dort wo er historische Ereignisse schildert, ist der Dichter hingegen (wie in den bisher besprochenen Erzählungen) sehr quellenabhängig.

[264]) S. 233 a. a. O.
[265]) Bd. I, Inhaltsverzeichnis d. 1. Buches.
[266]) Lauffer Bd. I S. 60 f.

Man wird es beim ersten Lesen kaum erwarten; denn Gotthelf bietet den geschichtlich wichtigsten Stoff, den Auszug der Helvetier, in sehr subjektiven Darstellungen, zuerst als Vision Schwitos und nachher als Bericht seiner Enkelin Hulda. Es findet sich kaum eine Episode, welche nicht ihre genaue Entsprechung in der Quelle hätte, und zwar ist Johannes Müller nun wiederum Vorlage. Im ersten Band seiner „Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft" fand Gotthelf z. B., daß die Helvetier vor dem Auszug ihre Hütten verbrannten, um sich völlig von ihrer Heimat loszusagen[267]); ebenso die Episode bei Genf, wo Julius Caesar den Heereszug aufhielt mit der Begründung, er könne den Führern in vierzehn Tagen Auskunft geben über ihren Einlaß in Gallien, wobei er die Zeit zur Befestigung seiner Stellung brauchte[268]). Genau nach Müller läßt Gotthelf die Helvetier den Durchbruch auf dem Umweg durch „die blauen Berge", den Jura, versuchen und sie wie jener, von Caesar unablässig verfolgt, im Gebirge unzählige Marschmühsale erdulden[269]). Ja, auch in kleinen Einzelheiten finden wir völlige Übereinstimmung, wie folgendes Beispiel zeigt[270]): Gotthelf: „Als wir selbst nichts mehr hatten, mußten wir von andern nehmen ..., was zunächst am Wege lag, mußten es nehmen von unsern Freunden, welche den Durchzug uns gestattet. Diese wurden darum unsere Feinde, schrieben der Bosheit zu, was Not war." Müller: „Da kamen die Gesandten der Heduer von Bibracte ... mit Klage, weil die Helvetier (durch Noth gedrungen) Lebensmittel wegnahmen ..." — oder dieses[271]): Gotthelf: „vor wenigen der unsern floh seine (Caesars) ganze Reiterei". Müller: „Seine (Caesars) Reiterey viertausend Mann stark, wurde von fünfhundert Helvetischen Reitern in die Flucht geschlagen." Caesars Taktik ist die eines „hungrigen Wolfes, der die Herde umschleicht". An der Saône, welche die Helvetier mühsam überqueren, fällt er mit gewaltiger Übermacht die Nachhut am andern Ufer an, um dann unglaublich schnell selber sein Heer überzusetzen. Auch dieses Ereignis ist mit allen Einzelheiten der technischen Überlegenheit der Römer im Schiffbrückenbau nach Müller geschildert[272]). Wie beim „Letzten Thorberger" lassen sich beinahe Zeile für Zeile engste Beziehungen der

---

267) Vgl. Werke Bd. XVII S. 178 und Müller Bd. I S. 27.
268) Vgl. Werke Bd. XVII S. 204 und Müller Bd. I S. 23.
269) Vgl. Werke Bd. XVII S. 206 und Müller Bd. I S. 29.
270) Vgl. Werke Bd. XVII S. 206 und Müller Bd. I S. 31.
271) Vgl. Werke Bd. XVII S. 206 und Müller Bd. I S. 33.
272) Vgl. Werke Bd. XVII S. 207 und Müller Bd. I S. 30 f.

Quelle, die offenbar dauernd vor Gotthelf aufgeschlagen war, zur Dichtung feststellen.

Mit besonderer Liebe und reicher Phantasie malt der Dichter das Bild der Entscheidungsschlacht, wie er ja in allen Erzählungen an die Darstellung kriegerischer Vorgänge mit großer Begeisterung geht. Zweimal läßt er das Ringen zwischen Helvetiern und Römern vor seinem Leser erstehen: zuerst in der Vision des ahnungsvollen Schwito, dann in der Erzählung Huldas, welche im größten Kampfgewühl ein Kind gebiert. Eine Reihe von Einzelheiten, wie die Leiden dieser Frau oder ganz bestimmte Kampfhandlungen von Kindern sind vom Dichter erfunden, um zu zeigen, wie das geschichtliche Ereignis das Leben des gesamten Volkes an jeder Faser trifft; aber die Anlage der Schlacht und ihr hauptsächlicher Verlauf sind der Quelle entnommen, z. B. die Wahl des Kampfplatzes nach anfänglich schlechter Stellung. Gotthelf hat[273]): „Dann suchten sie (die Helvetier) einen günstigeren Boden, suchten mit ungeteiltem Auge die Vorteile der Schlacht.“ Müller: „daher suchten sie (die Helvetier) eine vorteilhafte Stellung, dem Feind aber die seine zu nehmen“. Der Höhepunkt der Schilderung ist erreicht im Gemetzel um die Wagenburg, welche die Helvetier mit Heldenmut verteidigen. Müller gibt dazu folgende Grundlage: „Das Helvetische Volk, ohne Unterschied Geschlechts und Alters ... stritt bis mitten in der Nacht von der Wagenburg herab, und schoß durch dieselbe hinaus; die meisten sind geblieben“[274]). — Umsonst aber suchen wir bei Müller oder in irgend einer Darstellung[275]) einen Anhaltspunkt für Gotthelfs Behauptung, Caesar habe die Wagenburg erst überwinden können, als er sie in Brand steckte. Das ist des Dichters freie Erfindung. Sie erklärt sich aus der nationalen Tendenz seiner historischen Erzählungen. Die Ahnen, welche er seinen schweizerischen Lesern vorführt, sind ein vorbildliches Heldenvolk; deshalb darf er nicht Tapferkeit über sie triumphieren lassen; sondern einzig Grausamkeit und List, allenfalls noch technische und taktische Überlegenheit des Feindes müssen sie überwinden. Aus gleichen Gründen stellt Gotthelf die Schlacht, welche mit einer Niederlage endet, als von Caesar in unerwartetem Moment aufgezwungen dar, wogegen bei Müller die Helvetier durchaus vorbereitet sind. Bei Anlaß der Verhandlungen vor Genf arbeitet er den Gegensatz zwischen römischer Hinterlist und helvetischer Treue kräftig heraus.

---

273) Werke Bd. XVII S. 207 und Müller Bd. I S. 30 f.

274) Müller Bd. I S. 35.

275) Vgl. z. B. Henne Bd. I S. 45 und Lauffer Bd. I S. 122 f.

Aus dem vierzehntägigen Aufenthalt leitet er ganz selbständig eine Zermürbung des helvetischen Heeres ab durch widersprechende Ansichten und unklare Führung. Unglückliche Umstände verbinden sich mit der List der Römer, um die Helvetier niederzuwerfen. An solchen Stellen geht der Dichter mit ganz offensichtlicher Tendenz über die Quelle hinaus.

Dagegen unterschlägt er andere Angaben der Quelle mit deutlicher Absicht: z. B. erwähnt er wohl die Niederlage der helvetischen Nachhut an der Saône; aber er nennt nicht mit dem Historiker die Folgen, nämlich, daß die Helvetier Caesar anboten, sie würden die Länder beziehen, welche er ihnen anzuweisen beliebe[276]). — Ebenso übergeht er die entehrende Tatsache, daß die Helvetier auf dem Rückzug von Bibracte Caesar ihre Waffen und Geiseln ausliefern mußten[277]). In diesen Fällen wirkt sich also die Tendenz in einer negativen Veränderung der Quelle aus.

In Gotthelfs Erzählung sind die Druiden an der Schlacht hervorragend beteiligt. Von ihrem Wagen sieht man sie in weißen Gewändern streiten, kampfgewohnter, heldenmütiger noch als andere. Ihr Wagen ist das Hauptbollwerk gegen die Römer. Die Quellen melden von den Priestern auf dem Kampfplatz auch nicht ein Wort. Lauffer sagt vielmehr, sie seien als bevorzugte Kaste von jedem Kriegsdienst befreit gewesen[278]). Der tragische Verlauf der Handlung in der Novelle aber fordert die Leiden der Priester auf dem Schlachtfeld und ihren Untergang. Die großen Verluste und die Schmach von Bibracte sind die Strafe für das helvetische Volk, welches, ungenügsam geworden, die Heimat verließ. Die schwerste Schuld daran tragen die Druiden. Sie handelten nicht nach der Forderung, welche Gotthelf an die Priester stellt: „Darum hat man Priester, daß sie den Willen der Götter tun und nicht dem Willen der Menschen sich beugen“[279]). Vielmehr frevelten sie, im Gegensatz zu Schwito, indem sie der Menschen Willen als der Götter Willen deuteten. Sie ließen es zu, daß die Harmonie des heimatlichen Kosmos gestört wurde. Auf dem Schlachtfeld von Bibracte mußten die Druiden ihren Frevel mit dem Tod sühnen.

Abschließend läßt sich also feststellen, daß die phantastische Erzählung vom Druiden solide Quellenunterlagen hat, daß ihr Sinn hin-

---

276) Vgl. Müller Bd. I S. 32.
277) Ebenda S. 36.
278) Lauffer Bd. I S. 59.
279) Werke Bd. XVII S. 213.

gegen Gotthelfs freie Erfindung ist; — und historisches Geschehen als ein sinnvolles zu deuten und darzustellen, ist eine Hauptaufgabe guter historischer Dichtung.

### g) Die Novellen des Übergangs.

Im Mittelalter und im ausgehenden Altertum läßt Gotthelf, seiner Freude an kriegerisch kraftvollen Heldengestalten und dem Modezug der Romantik folgend, die Mehrzahl seiner historischen Erzählungen handeln. Einzig drei Geschichten spielen in der Neuzeit, und zwar ist ihr Gegenstand ein und das gleiche historische Ereignis: der Übergang, wie die Berner Geschichtsschreibung schönfärberisch den Untergang der alten Republik vor dem Ansturm der französischen Revolutionsheere nennt.

Für alle drei Erzählungen ist die Geschichte nicht bloß Hintergrund, sie wirkt unmittelbar in ihnen, sie hat eine novellistische Funktion. In „Elsi, die seltsame Magd" bringt sie das gespannte Verhältnis zwischen dem Mädchen und seinem Liebhaber Christen zur Lösung und zu einem tragischen Ende. In „Eine alte Geschichte zu neuer Erbauung" schafft sie die Ausgangssituation: zwei in Feindschaft einander gegenüber liegende Völker, nicht Regierungen, welche den Gegensatz: hier alte, aristokratische, in Ruhe gesicherte Republik, dort neue, revolutionäre, ausschwärmende Republik, an jedem einzelnen Volksgenossen deutlich erleben. So zeigt die Erzählung, welche, wie das andere „Bild aus dem Übergang", nicht eine Novelle, sondern eine Posse zu nennen ist, Vertreter der feindseligen Völker, welche ganz inoffiziell den großen Krieg im Kleinen kopieren, die einen plündernd mit hochfahrender Gebärde, die andern mit Bauernschlauheit derbe Schläge austeilend, die, weil ohne Plan und Führung, die Sache nur noch schlimmer machen. Quecksilbrige „grande nation" und bodenständiges Berner Bauerntum: der Urkonflikt jener geschichtlichen Situation wird offenbar. — In das „Bild aus dem Übergang" schließlich dröhnen die Kanonen des Grauholzgefechts, eine Batterie auf dem Beundenfeld verursacht Aufregung und Verzweiflung unter den Mannen der Zeughauswache in Bern, diesen geringsten und lächerlichsten Vertretern des altberühmten Volkes. Sie können ihre Gewehre nicht handhaben, so wenig als die Regierung ihr Volk und Heer in großer Stunde zu führen fähig ist, und so wirkt der Schuß des Weberleins höchst zweckwidrig und komisch wie die Abwehrgebärde der zum Sturze reifen Regierung.

Die handelnden Gestalten sind nicht Männer der Weltgeschichte, nicht einmal der Schweizergeschichte. Der Dichter konnte sie also nicht

einer geschichtlichen Darstellung entnehmen, auch ihre Namen nicht, und doch scheint er ganz bestimmte Vorbilder gehabt zu haben: Die „Magd Elsi Schindler (dies soll aber nicht der rechte Name gewesen sein)“[280]) scheint so, wie sie dargestellt ist, wirklich gelebt und ihre Schicksale erfahren zu haben. Die frühesten Kindheitseindrücke Gotthelfs stammen aus der Franzosenzeit; Utzenstorf, Burgdorf, Orte seiner späteren Wirksamkeit, waren Kriegsschauplatz; in den Tälern des Emmentals lebten die Franzosenanekdoten unverblaßt weiter bis in Gotthelfs Schriftstellerjahre hinein, so daß er für seine Übergangsgeschichten reichlich Stoff gewinnen konnte von solchen, die noch dabei gewesen waren. Aus solcher Quelle schöpfte er, was er von Elsi erzählt. Dieselbe Auffassung vertritt der gegenwärtige Heimiswiller Pfarrer Hämmerli[281]): „Ich habe seinerzeit dem wahren Kern dieser Erzählung nachgeforscht und aus dem Munde einer alten Nähterin, die viel in den Häusern herumkam und ein ausgezeichnetes Gedächtnis besaß, vernommen, es sei gegen Ende des 18. Jahrhunderts im sogenannten Dorfhof eine flotte, ausgezeichnete Magd eingestellt worden, deren Namen niemand kannte. Ein wohlhabender Bauernsohn aus einem Nachbardorf habe die Fremde in sein Herz geschlossen und sie gegen den Willen seiner Eltern heiraten wollen. Als der Konflikt sich zuspitzte, sei die begehrte Magd plötzlich verschwunden, um ihrem Geliebten ein Zerwürfnis mit Vater und Mutter zu ersparen. Das war das Material, das Gotthelf zur Verfügung stand.“ — Von der Einwirkung kriegerischer Ereignisse ist nicht die Rede. Es ist auch keine Zeitangabe vorhanden. Die belanglose Affäre der Emmentalermagd mit dem Auszug der Berner Krieger gegen die Franzosen in Zusammenhang bringen, hieß das Motiv dichterisch fruchtbar machen. Auf ähnliche Weise verband Goethe ein verwandtes Motiv mit einem großen, aktuellen Ereignis der Weltgeschichte. Seine Idylle Hermann und Dorothea malte er auf den Hintergrund der Französischen Revolution[282]); aber während bei ihm die politischen Ereignisse nur wie fernes Wetterleuchten hereinblitzen, und das Elend der Auswanderer als Kontrast das behagliche und gesicherte Leben der Kleinstadt nur um so besser ins Licht zu setzen hat, wirkt bei Gotthelf die Geschichte unmittelbar ein; sie zwingt die Heldin unerbittlich zu einer Entscheidung, zu einer Erklärung an den Liebhaber. Damit nimmt sie im Angesicht der nahenden Feinde, gegen welche aus-

---

[280]) Werke Bd. XVII S. 129.

[281]) Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde Bd. X S. 160.

[282]) Vgl. dazu auch Muret: J. G. S. 258.

zuziehen Christen sich anschickt, eine ungeheure Verantwortung auf sich. Einzig auf sie ist sie gewälzt, der Einspruch der Eltern bleibt in der Dichtung unerwähnt. Auf Elsi allein muß die Schuld fallen, wenn Christen, ohne Hoffnung auf künftiges Glück, im Kampf mit den Franzosen den Tod sucht. So wird das Schicksal des unbedeutenden Emmentaler Mädchens über die Sphäre des Alltäglichen hinaufgehoben ins allgemein Menschliche, ins Typische. Es erweckt die Teilnahme aller, es wird wahrhaft tragisch. Zugleich verliert die Historie jedes Abstrakte und Lebensferne. Sie wird nah, wirklich, wahr: Sie erzwingt Entscheidungen, macht schuldig, zerstört Hoffnungen, schafft Schicksale, läßt Leidenschaften auch der Kleinen und scheinbar Unbeteiligten auflodern.

Wie für Elsi scheinen auch für den wackern Müllerburschen und für den fadenscheinigen Weber ganz bestimmte Vorbilder bestanden zu haben: In Kaltacker will eine Familie Moser nach der Überlieferung vom Mühlehänsel abstammen[283]); die „Geschichte aus dem Übergang" will Gotthelf „nach den Erzählungen eines Verstorbenen" geschildert haben[284]).

Für die Schilderung der eigentlichen geschichtlichen Vorgänge läßt sich in den Novellen des Überganges die gleiche Quellennähe und Quellentreue feststellen, welche für Gotthelfs historische Novellistik charakteristisch ist. Der V. Band von Tilliers Geschichte des Freistaates Bern ist Vorlage.

Die verhängnisvolle Spaltung der Berner in eine Partei der „Franzosenfeinde" und in eine Gegenpartei der „Franzosenfreunde", welche durch das ganze Volk hindurch bis hinauf in den Kleinen Rat ging, fand Gotthelf ausführlich belegt in Tilliers Darstellung der Kämpfe zwischen der Partei des Schultheißen Niklaus Friedrich von Steiger und derjenigen des Seckelmeisters Frisching[285]). Ebenso schildern Gotthelf und Tillier in übereinstimmender Weise die treulose Haltung der Eidgenossen, welche ihre Hilfe in der Stunde der höchsten Gefahr vom Verschwinden der aristokratischen Regierungsform in Bern abhängig machten[286]). Aus dem Schreiben der abziehenden Hilfstruppen übernimmt Gotthelf wörtlich den bei Tillier publizierten Abschnitt: „ihr Sinn und Gedanke sei stets gewesen, mit fester Schweizertreue, mit freudiger Aufopferung alles Blutes bis auf den letzten Mann ihren lieben Eidgenossen von Bern zu Hand und Hülfe zu stehen, wie sie denn

283) Mitteilung des Herrn Lehrer Bärtschi in Kaltacker.
284) Vgl. Werke Bd. XXII S. 307.
285) Vgl. z. B. Elsi, Bd. XVII S. 151 und Tillier Bd. V S. 547 ff.
286) Vgl. Bild aus dem Übergang Bd. XXII S. 33 und Tillier Bd. V S. 565.

davon bis auf diese Stunde sattsamen Beweis von sich gegeben hätten“[287]). Genau der Quelle entsprechend ist ebenfalls der Sturm geschildert, welcher nach der Kapitulation von Solothurn am 2. März mit wildem Schall der Glocken ins Land ging und Elsi mit einigen Heimiswilern ins Gedränge des Kampfes rief[288]). Aber auch die Batterie, welche das Weberlein und die übrige Zeughauswache in ungeheuren Schrecken bringt, ist bei Tillier belegt: „Noch feuerte eine auf dem Spitalacker aufgestellte ... Batterie über das Feld, welches bereits von den Kugeln der leichten französischen Artillerie bestrichen wurde.“ Gotthelf hat das Folgende: „Da gings dem Zeughaus gegenüber «Pung, pung». Dort jenseits der Aare auf dem Breitfeld stund eine bernische Batterie, die zu feuern begann, sobald die Franzosen am jenseitigen Ende des Feldes sich bemerkbar machten. Diese antworteten, plötzlich war der Krieg vor der Stadt, das Zeughaus ungedeckt dem feindlichen Feuer ausgesetzt“[289]).

Also in der Schilderung auch dieser geschichtlichen Ereignisse, welche dem Dichter doch zeitlich nahe lagen, haben wir ausgesprochene Quellenabhängigkeit, von der allgemeinen Orientierung im Geschichtswerk bis zur wörtlichen Übernahme einzelner Stellen[290]).

Über die Quellen hinaus geht der Dichter, wenn er als Bedingung der Kapitulation Berns nennt: „bei Todesstrafe sei von nun an jeder Schuß verboten“[291]). Tillier sagt ganz allgemein, jedermann wurde „gewarnt, sich aller Feindseligkeiten gegen die französischen Soldaten zu enthalten“. Gotthelf gehorcht hier einer novellistischen Forderung. Im Schuß des waffenunkundigen Webers und in der komischen Vorbereitung seiner Kameraden zur Strafexekution erreicht die Posse ihren Höhepunkt. — Hinwiederum nimmt eine geschichtliche Episode in Elsi die seltsame Magd einen novellistisch völlig unbegründet großen Raum ein: das Gefecht bei Neuenegg. Keine der an der Erzählung beteiligten Personen ist dort zugegen, noch hat das Ereignis irgend welchen Einfluß auf den Gang der Handlung, und doch verweilt Gotthelf ausführlich dabei. Das hat seinen Grund in der nationalistischen Tendenz, welche in allen geschichtlichen Erzählungen Gotthelfs nachgewiesen werden konnte. Er will den Sieg bernischer Tapferkeit feiern: „Das einzige

---

[287]) Vgl. Übergang Bd. XXII S. 33 und Tillier Bd. V S. 586.

[288]) Vgl. Elsi Bd. XVII S. 146, 150; Übergang Bd. XXII S. 35 und Tillier Bd. V S. 570, 575, 591.

[289]) Übergang Bd. XXII S. 41 und Tillier Bd. V S. 596.

[290]) Vgl. auch Anhang zu Werke Bd. XXII S. 305 ff.

[291]) Übergang Bd. XXII S. 43 und Tillier Bd. V S. 597.

Mal, wo die Soldaten vorwärts geführt wurden statt zurück, erfuhren die Franzosen, was Schweizerkraft und Mut noch dato kann, bei Neuenegg erfuhren sie es“[292]). Gleiche Gesinnung verrät seine Betrachtung über den letzten Schultheißen im alten Bern: „Das alte Haupt der Republik Steiger, der greise Held, stand unten im Grauholz; als sei er der sichtbar gewordene Heldengeist des alten Berns, gebot er Achtung fernehin dem heranstürmenden Feinde“[293]). Kein Wort des Tadels trifft das alte Patrizierregiment in einer Zeit, wo im Berner Land und in ganz Europa der Kampf gegen die Aristokraten in hohen Tönen geführt wurde, und man jede Blöße an ihnen unbarmherzig wahrnahm und ausnützte. Der Gotthelf der vierziger Jahre ist nicht mehr der Neuerer des Bauernspiegels, sondern der Verteidiger patriarchalischer Zustände und Feind extrem demokratischer Strömungen. Mit Spott übergießt er den Vertreter des neuen Souveräns, des Volkes, in der Person des erbärmlichen Leinenwebers.

Daß im Kampf um das alte stolze Bern der Sieg Frankreichs Fahnen zufiel, kann freilich auch der Patriot Gotthelf nicht wegdisputieren. Aber er macht die französischen Besatzungstruppen in der Schweiz lächerlich, indem er sie zu Berserkern und Bombasten stempelt. Den geringsten Zweck verfolgen sie mit Riesenaufwand. Von solch komischer Disproportion ist die Strafexpedition der Franzosen nach Burgdorf in der „alten Geschichte zu neuer Erbauung“. Der kollektiven Prahlhanserei der grande nation stellt er kraftvolle Berner Individualitäten entgegen: Mühlehäusel und Kari, Typen, in denen er seine eigene knorrige Männlichkeit und überlegene Schalkhaftigkeit sich ausleben läßt.

### h) Ergebnisse.

Gotthelf sei kein großer Leser gewesen, ja er habe beinahe ganz zu lesen aufgehört, als er zu schreiben anfing; denn er habe keine Zeit mehr dazu gehabt, urteilt Muret[294]) ganz allgemein über den Dichter. — Mit Bezug auf die historischen Erzählungen ist Hunziker folgender Auffassung: „Für die meisten Stücke der «Bilder und Sagen» holte Gotthelf den Stoff aus der vaterländischen Sage und Geschichte. Dabei handelt es sich nicht um Ergebnisse langwieriger Studien, sondern weit mehr um ein intuitives Erfassen der Epoche, in welcher die Handlung spielt“[295]). Und Manuel geht in der Besprechung des Letzten Thorberger

---

[292]) Elsi Bd. XVII S. 155.
[293]) Übergang Bd. XXII S. 35.
[294]) Muret: J. G. S. 76.
[295]) Hunziker: J. G. S. 185.

bis zu der Behauptung: „Bitzius hat sich hier ein wenig in der Geschichte umgesehen. Doch fehlen die rechten historischen Studien“[296]). Muret räumt für die historischen Erzählungen ein: „Pour chacune de ses nouvelles, il paraît avoir consulté les sources indispensables“[297]).

Es bestehen also in der Gotthelfliteratur sehr widersprechende Urteile über die stoffliche Vorbereitung des Dichters. Die Meinung herrscht vor, Gotthelf habe seine geschichtlichen Bilder und Erzählungen wie seine Bauernromane aus einem unerschöpflichen Vorrat von fernen Erinnerungen und Phantasien geschaffen, die Aufmerksamkeit einzig auf seine gebietende Seele gerichtet: „La table de travail, toute simple, était tournée contre le mur, et l'écrivain travaillait, le dos contre la fenêtre, comme s'il craignait d'être distrait par la vue du paysage, ou redoutait que les délicates créations de son imagination ne s'évanouissent devant les images plus rudes de la réalité“, so sieht ihn Muret[298]) arbeiten.

Die Untersuchung ergibt, daß Gotthelf ein starkes Bedürfnis nach fester Verankerung im Stoff empfand. Die Abhängigkeit von der Quelle ist verschieden; sie reicht von einer fernen Motivbeziehung (z. B. der Vision Kurts von Koppigen zu Bürgers Wildem Jäger) und einer allgemeinen Orientierung (z. B. über die Druiden bei Lauffer) bis zur beinahe wortgetreuen Übernahme ganzer Partien aus Müller, Tillier, Henne.

Dem Bilde, das Muret vorschwebt, ist ein anderes entgegenzuhalten: der kleine Tisch ist mit Büchern beladen; mit den Augen, ja mit dem Finger folgt der Dichter den Zeilen seiner Vorlage; dem historischen Werke entnimmt er ganz unmittelbar Daten, Namen, Gestalten, Anekdoten, Ereignisse, welche seinen Dichtungen als Gerüst und Motiv zu dienen geeignet sind. So schreibt er auch den Roman Anne Bäbi Jowäger gestützt auf ein reiches Material über die medizinische Pfuscherei, welches ihm auf Anweisung der Regierung die Statthalter und der Fachmann, Medizinprofessor Fueter, zur Verfügung stellten.

Es ergibt sich folgende Übersicht über die Quellen:

Gotthelf benützte

Johannes von Müllers „Geschichte Schweizerischer Eidgenossenschaft“ für alle Erzählungen außer denjenigen des Übergangs,

Anton von Tilliers „Geschichte des eidgenössischen Freistaates Bern“

---

[296]) Manuel: J. G. S. 93.

[297]) Muret: J. G. S. 232.

[298]) Ebenda S. 456.

für den Letzten Thorberger und die Geschichten des Überganges,
Dr. J. A. Hennes „Neue Schweizerchronik fürs Volk“ für den Knaben des Tell,
Justingers „Chronik von Bern“ (Ausg. Stierlin und Wyss) für den Letzten Thorberger und den Knaben des Tell,
Jacob Lauffers „Beschreibung Helvetischer Geschichte“ für Sintram und Bertram und den Druiden,
Schillers „Wilhelm Tell“ für den Knaben des Tell,
J. R. Wyss' „Volkssagen, Legenden und Erzählungen aus der Schweiz“ für den Knaben des Tell,
J. R. Wyss' Gedicht „Sintram und Bertram“ in den Alpenrosen 1817 für die gleichnamige Erzählung,
Jakob Grimms „Deutsche Mythologie“ für den Druiden,
G. J. Kuhns „Ein Blick über das Emmenthal“ in den Alpenrosen 1822 für den Letzten Thorberger,
ferner Bürgers Balladen, Volkssagen in mündlicher Überlieferung und die Tagespresse (Curti im Thorberger, Rahmen in den Drei Brüdern).

Das Werk Johannes Müllers hat als Quelle den Hauptanteil. Müller war Gotthelfs Haupthistoriker, die Geschichte Schweizerischer Eidgenossenschaft ihm jederzeit gegenwärtig: im Herrn Esau z. B. läßt er den Michel Affensteg einen Abschnitt aus dem zweiten Kapitel des ersten Buches abschreiben und auswendiglernen[299]). Aber das Bedürfnis des Epikers nach Detail und Anekdote führte ihn weiter zu Henne, Tillier und zu Justingers Chronik[300]).

Die Liste der von Gotthelf herangezogenen Werke zeigt, daß er mit den geschichtlichen Publikationen über seine Heimat weit besser vertraut war als ein Laie. Er schöpft nicht nur aus Übersichtswerken und volkstümlichen Darstellungen, sondern dringt vor zu Spezialstudien wie derjenigen Hallers über die Römer oder Jakob Grimms über die Mythologie der Deutschen. Ohne Zweifel gab ihm sein Unterricht an den Lehrerkursen in Burgdorf die erste Anregung dazu. Der Stoff seiner Lektionen wurde der Stoff seiner Novellen, wie seine Präparationen deutlich zeigen.

Die Frage, ob Gotthelf sich in seinen historischen Erzählungen von der Quelle weg oder nach der Quelle hin entwickelte, läßt sich nur

---

[299]) Vgl. Werke, Ergänzungsband 2 S. 319.

[300]) Die Anekdote vom Narren Kuno Stocken im Knaben des Tell, Werke Bd. XVIII S. 273, kann aus Justinger S. 63 oder aus Henne Bd. I S. 258 entnommen sein.

gestützt auf eine genaue zeitliche Reihenfolge ihrer Entstehung beantworten. Diese ist aber schwer festzustellen. Mit Ausnahme von zweien entstammen sie alle den frühen vierziger Jahren; zwischen den großen Romanen sprießen sie da und dort hervor; viele bestehen in verschiedenen Fassungen, und die Publikationsdaten geben deshalb keinen verläßlichen Anhaltspunkt. Sicher ist der Thorberger die älteste historische Erzählung. 1840 wurde er angefangen, 1841 gedruckt. Auf ihn folgt, erst 1855 aus dem Nachlaß veröffentlicht, die Geschichte von den drei Brüdern. Den Rahmen dazu bildet ein Herbstmorgen 1839; Handschrift und Papierformat weisen ebenfalls in jene frühe Zeit[301]). Beide Erzählungen sind von deutlicher Quellennähe. Schon quellenferner ist Sintram und Bertram, dessen erste Fassung aus der Zeit des Thorbergers stammt; die zweite Fassung, 1845—46 entstanden, läßt einen weiteren Schritt von der Quelle (besonders von Wyssens Gedicht) hinweg erkennen. Der Druide, ebenfalls in zwei Fassungen vorhanden, in zweiter 1843 gedruckt, führt in seinen geschichtlichen Bestandteilen wieder sehr nahe an die Quelle heran (Zug der Helvetier); ist aber in der Motivierung sehr selbständig. In der 1843 folgenden Elsi die seltsame Magd ist für die Haupthandlung eine historische Quelle nicht vorhanden und das aus dem Volksmund erfahrene Motiv frei umgestaltet, die geschichtlichen Ereignisse sind aber völlig quellentreu übernommen. In den weitaus größten Teilen ist der 1844 publizierte Kurt von Koppigen von jeder Quelle unabhängig, also wie Elsi quellenfern; dagegen führt der Knabe des Tell (1845) wieder ganz in Quellennähe zurück. Mit den andern Übergangsgeschichten verhält es sich wie mit Elsi. Eine graphische Darstellung der Abhängigkeitsverhältnisse ergäbe nicht eine gerade Linie von der Quelle fort, wie das z. B. bei C. F. Meyer nachgewiesen wurde[302]), sondern eine Kurve mit einem Hoch der Quellennähe in den ersten vier Erzählungen (frühe vierziger Jahre), mit einem Tief der Quellenferne für Elsi (1843) und Kurt (1844), wiederum einem Hoch für den Knaben des Tell (1845) und schließlich einem Tief für die Alte Geschichte zu neuer Erbauung (1849) und Ein Bild aus dem Übergang (1853).

Gotthelfs historische Erzählungen unterscheiden sich voneinander weniger nach dem Grad ihrer Quellenabhängigkeit als in der verschiedenen Mischung ihrer Elemente: Geschichte, Sage, Anschauung und Phantasie. Je nach dem Gegenstand der Erzählung wiegen die Bil-

---

[301]) Vgl. Werke Bd. XVIII Anm. S. 423.

[302]) Vgl. Mayne: C. F. Meyer und sein Werk S. 174.

dungserlebnisse Geschichte und Sage vor (Thorberger: Geschichte; Tell: Geschichte und Sage; Drei Brüder: Sage) oder die Urerlebnisse Anschauung und Phantasie (Sintram und Bertram: Anschauung des Waldes und phantastische Ausdeutung; Druide: Geist der Landschaft: Kurt und Übergangsgeschichten: Anschauung und Phantasie).

Der Realist Gotthelf fühlte sich auch in den geschichtlichen Dichtungen nur dann sicher, wenn er eigene Anschauung der Schauplätze, Zustände und Gestalten hatte. Zum Bubenbergroman vermißte er die „Detailkenntnis der Schauplätze", deshalb fehlte ihm „der nötige Boden". Wie sicher fühlte er sich dagegen im Thorberger, in den Drei Brüdern, im Kurt, wo seine alltägliche Umgebung und die seiner Jugendzeit Schauplatz der Handlung sind: Berg, Tal, Fluß und jeder Wald sind ihm genau vertraut. Melchthal und Tell sind Bauern, wie sie Gotthelf im täglichen Umgang sah, die Sennen im Knaben des Tell und in den Drei Brüdern sind wie diejenigen auf der Lützelflüh benachbarten Lüdernalp, Kurt ist ein Jäger wie Bitzius und seine Jagdgefährten. Seine mittelalterlichen Menschen stattete der Dichter mit den Eigenschaften seiner ländlichen Zeitgenossen aus, wodurch sie lebenswahr wurden; denn die Eigenschaften des naturnahen Menschen haben für jedes Jahrhundert Geltung.

Gotthelfs Phantasie schließlich, welche groß ist in der Erfindung von Halluzinationen und Traumbildern, unerschöpflich in der Gestaltung von Schlachtszenen oder Landschaftsstimmungen, kam die Aufgabe zu, alle Elemente zu versöhnen und einzubetten in ein einheitliches Ganzes. Wie unvollkommen das besonders im Thorberger und in Sintram und Bertram gelungen, wie viel besser in Kurt und Elsi ist offenbar.

Im Gestaltungsprozeß erwies sich die Geschichtsquelle, das Buch, dem dichtenden Geiste als widerstandsfähigstes, heterogenstes Element; es assimilierte sich der Dichtung am schwersten. Die Einwirkung des Buches ist die Ursache, daß man eine sprachliche Verschiedenheit der großen Romane und der historischen Erzählungen wahrnimmt. Die Sprache in diesen ist ungleichmäßig, auf vielen Seiten fehlt die Plastik, Kraft und Urwüchsigkeit, welche Merkmale Gotthelfischen Stiles sind. Das fremde Buch ragt herein und wirkt sich in einem gepflegteren, dialektfreieren, aber auch mehr papieren, eben „bookischen" Stil aus. Nicht daß dieser Eindruck vorherrschte. Die historischen Novellen verleugnen ihren emmentalischen Schöpfer und ihre kräftigen, derben Romanbrüder nicht und lassen sich hinsichtlich der Form nicht vergleichen mit den Kunstnovellen eines C. F. Meyer.

## 4. Geschichte und Dichtung.

In allen literarischen Epochen haben Dichter, welche historische Stoffe gestalteten, sich Rechenschaft zu geben versucht über das Verhältnis von Geschichte und Dichtung. Lessing, an Aristoteles sich haltend, hat eine Auffassung geäußert, welche grundlegend ist für die historische Dichtung der klassischen Zeit. Die Dichtung sei philosophischer als die Geschichte, so sagt er, da sie das Allgemeine, die Geschichte aber nur das Besondere widergebe, und Geschichtsschreiber und Dichter unterschieden sich darin, daß jener erzähle, was geschehen, dieser aber, von welcher Beschaffenheit das Geschehene war[1]); oder von den Gestalten: „Auf dem Theater sollen wir nicht lernen, was dieser oder jener einzelne Mensch getan hat, sondern was ein jeder Mensch von einem gewissen Charakter unter gewissen gegebenen Umständen tun werde“[2]). Der klassische Dichter also sucht in der Geschichte das Typische, das Zeitlose, das Mythische. Und weil er dieses gestaltet, sieht er sein Werk dem des Dichters überlegen.

Ein Dichter, welcher zwei Jahrzehnte vor Gotthelf historische Stoffe gestaltete, Achim von Arnim, hat sich im Vorwort zu seinen Kronenwächtern unter dem Titel „Dichtung und Geschichte“ so ausgesprochen[3]): „Es gab zu allen Zeiten eine Heimlichkeit der Welt, die mehr wert in Höhe und Tiefe der Weisheit und Lust, als alles, was in der Geschichte laut geworden. Sie liegt der Eigenheit des Menschen zu nahe, als sie den Zeitgenossen deutlich würde, aber die Geschichte in ihrer höchsten Wahrheit gibt den Nachkommen ahndungsreiche Bilder, und wie die Eindrücke der Finger an harten Felsen im Volke die Ahndung einer seltsamen Urzeit erwecken, so tritt uns aus jenen Zeichen in der Geschichte das vergangene Wirken der Geister, die der Erde einst menschlich angehörten, in einzelnen, erleuchteten Betrachtungen, nie in der vollständigen Übersicht eines ganzen Horizonts vor unsere innere

---

[1]) Hamb. Dramaturgie, 89. Stück (Lachmann-Muncker Bd. X S. 160 f.) und Aristoteles, Poetik, Kap. 9.

[2]) Hamb. Dramat. 19. Stück, Bd. IX S. 261.

[3]) Hg. v. Jacobs Bd. II S. 21.

Anschauung. Wir nennen diese Einsicht, wenn sie sich mitteilen läßt, Dichtung, sie ist aus Vergangenheit in Gegenwart, aus Geist und Wahrheit geboren." Diese Auffassung ist kennzeichnend für die Romantiker. Sie sind darauf aus, den Geist einer geschichtlichen Zeit, der Geschichte überhaupt, zu offenbaren.

In Gerhard Hauptmanns Bestreben hinwiederum verrät sich in repräsentativer Weise die Auffassung der Naturalisten. Als Material zu seinem Florian Geyer genügte Hauptmann nicht die „Allgemeine Geschichte des großen Bauernkrieges" von Wilhelm Zimmermann, sondern „er erkannte bald, daß die naturalistische Darstellung jener fernen Vergangenheit notwendig unbedingte geschichtliche Treue verlange"[4]). Deshalb lernte er die zeitgenössischen Quellen eingehend kennen, um der geschichtlichen Wahrheit so nahe als möglich zu kommen.

Gemeinsam ist den Vertretern dieser verschiedenen literarischen Richtungen, daß sie mit der Dichtung mehr bieten wollen als die Geschichte. Der Klassiker will zum Was und Wie auch das Warum aufzeigen und anstatt das Besondere das Allgemeine darstellen, der Romantiker will mit seiner Dichtung in „erleuchteten Betrachtungen unserer inneren Anschauung" Einsicht gewähren in die Heimlichkeit der Welt, „er sucht den Geist der Zeit", der Naturalist endlich bemüht sich um „unbedingte geschichtliche Treue". Alle wollen sie das Leben umfassender darstellen, tiefer in seine Geheimnisse vordringen als die Geschichte. Wenn der Geschichtsschreiber die Totalität des Lebens in der Vergangenheit auflösen darf und gestalten als politische, wirtschaftliche, Kultur- und Kunstgeschichte, so nicht der Dichter: er umspannt das Leben in allen seinen Äußerungen und stellt es hin als ein Ganzes.

Gotthelf, der nach keiner Richtung als Vertreter einer Schule angesprochen werden kann, hat sich über das Problem Geschichte und Dichtung nirgends ausgesprochen. Aus dem Verhältnis seines Werkes zur Quelle ergibt sich, daß er völlig unabhängig von Theorien gestaltet. Er läßt sich leiten einmal von den dem Stoff inwohnenden Möglichkeiten, und dann soll die Komposition vor allem seine pädagogischen Tendenzen unterstützen. Er typisiert im Thorberger, Tell und Elsi; er ist vornehmlich auf den Geist einer Zeit aus im Kurt von Koppigen, in Sintram und Bertram (Mystik); er erstrebt durch möglichst genaue Quelleninformation vielerorts möglichst genaue geschichtliche Treue.

Trotz der festgestellten engen Verbindung mit der Quelle aber

---

[4]) Vgl. Heinr. Lemcke: Fl. G. i. d. Gesch. u. b. G. Hauptmann, Neue Jahrb. f. d. Klass. Alt., Gesch. u. Dt. Lit. S. 17.

wirken sich manche geschichtliche Elemente nicht als solche in der Erzählung aus (da sie ein Einmaliges und Besonderes sind), sondern sie sind derart umgewandelt und in Beziehung auf das Kunstwerk umgestaltet, daß sie umfassende, allgemeine und deshalb zeitlose Bedeutung erlangen. Aus den individuellen und zufälligen Schicksalen Peters von Thorberg wird ein repräsentatives, typisches. Nicht was der Held als historische Persönlichkeit getan hat, fesselt den Dichter, sondern wie er sich als Mensch unter den gegebenen Verhältnissen verhalten hat[5]). Es genügt deshalb nicht, daß er in der Erzählung einfach jene Taten vollbringe, durch die er in der Geschichte bekannt ist, sondern seine Handlungen müssen von innerer Teilnahme begleitet sein; er muß streben, Erfolg haben und sich darüber freuen; er muß straucheln, besiegt werden und deswegen leiden und entsagen, kurz der Held muß als Mensch seine geschichtliche Laufbahn vor dem Leser noch einmal in ihrer Totalität durchleben.

Die andersgeartete dichterische Aufgabe erfordert eine Reihe von Abweichungen von der historischen Quelle. Gotthelf mußte in vielen Dingen den Geschichtsschreiber weit überflügeln, in manchen ihn völlig verleugnen. Er war genötigt, neue Charaktere zu erfinden, die Kinder auf Thorberg z. B., damit sie der Vater seinem blinden Machtstreben opfere, damit die Liebe des Sohnes zu einem Gliede der feindlichen Partei (Bäbeli Bubenberg) die Spannungen vermehre, die Familie zerreiße, die Leiden vergrößere. So sind auch die übrigen Liebespaare nicht dazu da, ein langweiliges historisches Geschehen zu beleben bis zu einem happy end, sondern an ihnen werden die in der Geschichte wirkenden Kräfte sichtbar, alle werden sie grausam auseinandergerissen: Sigbert und Gertrud, Christen und Elsi, Bertram und Emma. An ihren Leiden erlebt der Leser die Folgen politischer Parteiung aufs eindringlichste. So bewirken auch der verjüngte Egmont in Goethes Drama und seine mit Liebreiz ausgestattete Braut, daß wir weit mehr um den Helden bangen und leiden, als wir es um den geschichtlichen Egmont vermöchten. Hulda erweckt mit ihren Geburtsnöten während der Bibracte-Schlacht Teilnahme. Dem Dichter wird durch sie möglich, was dem Geschichtsschreiber versagt ist: mit dieser einzigen Frau erleiden wir Not, Entbehrung, Heimweh, Hoffnung und Unterwerfung des helvetischen Volkes wie unmittelbar Beteiligte, wogegen in der Darstellung Müllers bloß unser Verstand vom Schicksal der Helvetier Kenntnis

---

[5]) Vgl. Lessing, Hamb. Dram. Stück 19 (Lachmann-Muncker Bd. IX S. 261).

nimmt. — Die dichterische Komposition erforderte also über die Quelle hinaus neue Charaktere als Träger und Vermittler bedeutender Gefühlswerte. Mit ihrer Hilfe kann der Dichter offenbaren, was Arnim die Heimlichkeit der Welt genannt hat.

Motivierung und Wahrscheinlichmachung der Geschichte sind (nach Lessing) Anliegen des Dichters. Er ist dadurch veranlaßt, in einem Charakter eine nach der geschichtlichen Überlieferung schon vorhandene Eigenschaft in gesteigertem Maß zu zeigen (des Thorbergers Machthunger, des Bastards von Brandis Gemeinheit z. B.), oder Träger ganz bestimmter Eigenschaften zu erfinden (die neidischen, verräterischen Drei Brüder z. B.), oder endlich in das Wesen seiner Helden eine gegensätzliche Grundanlage zu tragen, wie bei Sintram und Bertram, für die er zu einem germanischen Vater eine romanische Mutter annimmt, damit es begreiflich werde, warum in kritischen Augenblicken die Einigkeit der Brüder in die Brüche geht. Dabei hat Gotthelf vermieden, was unkünstlich wäre, einen ausgeprägten geschichtlichen Charakter wie den Thorberger oder den Tell derart zu verändern, daß man ihn nicht wieder erkennte; der Charakter darf vom Dichter nur „verstärkt oder in seinem besten Lichte gezeigt werden“[6]).

Will die dichterische Erzählung tiefer wirken als die Geschichte, so bedarf sie der Spannung. Gotthelf führt den Drachen in Sintram und Bertram nicht auf dem Höhepunkt der Handlung ein wie die Quelle, sondern er läßt Emma zunächst unter geheimnisvollen Begleitumständen von ihm erzählen, seine Nähe verrät sich im Verschwinden von Tieren und Dienern, im Rauschen des Flusses meint man ihn zu hören, in der unruhigen Natur scheint er zu wirken, einmal taucht er flüchtig auf, und wie Erlösung ist es, wenn er sich endlich den Brüdern stellt. — Die Rettung Baumgartens durch Tell erscheint als heldische Tat in ihrer Wirkung gesteigert, weil ihr bei Gotthelf eine andere Rettung voraufgeht, die des kranken Mannes aus der Gefahr des Sees.

Erscheint so um der künstlerischen Intensivierung willen ein geschichtliches Ereignis aufgelöst in verschiedene Stufen einer Steigerung oder in Parallelen, so hat auch das Mittel der Konzentration vornehmlich demselben Zweck zu dienen; es kommt dazu das Bedürfnis nach zeitlicher und räumlicher Zusammenraffung aus ökonomischen Gründen, welches freilich vom Dramatiker noch stärker empfunden wird als vom Epiker. Zusammenballungen des Stoffs sind uns

---

[6]) Lessing, Hamburgische Dramaturgie Stück 23 u. 33 (Lachmann-Muncker Bd. IX S. 277 ff.).

bei Schiller z. B. wohl vertraut; so rafft auch Otto Ludwig, der sich über seine künstlerischen Handgriffe so peinlich Rechenschaft zu geben gewohnt war, die Taten der Makkabäer auf den einen Judas Makkabäus zusammen und fügt noch die Listen des Gideon hinzu. Gleichermaßen läßt Gotthelf in Abweichung von der Quelle alle Regierungsmaßnahmen der Herzöge von Österreich in den vorderösterreichischen Landen dem Kopfe Peters von Thorberg entspringen. Er und seine Söhne sind an allen Kriegshandlungen beteiligt: im Guglerkrieg, bei Sempach, Näfels, Rapperswil. — Der eine Barthli von Luternau verübt alle Streiche und Greuel, welche der Geschichte von seinem ganzen Hause bekannt sind. Auf Tell sind alle Heldentaten gehäuft, welche schon Schiller aus dramatischen Gründen auf ihn konzentrierte, vermehrt um die Rettung des Kranken und um das löwengleiche Kämpfen am Morgarten. Im Gegensatz zum Chronisten Äschlimann setzt der Dichter die Urbarisierungsmission Karls des Großen in die Zeit Pipius an, damit Sintram und Bertram mit ihr betraut werden können.

Wie Gotthelf heldisches Tun, Klugheit, Mut und edle Gesinnung auf einen Charakter häuft und ihn dadurch ins Übergroße erhebt, so bedeckt er den Gegenspieler mit zahllosen Lastern: Neid, Feigheit, Hinterlist, Grausamkeit, wie den Bastard von Brandis oder Julius Caesar und seine Römer, welche schleichende Wölfe sind. Sein Zug zum Geraden, Einfachen und Eindeutigen drängte Gotthelf noch mehr als andere Dichter zur Darstellung in Kontrasten, wo Gut und Böse, Schön und Häßlich, Erhaben und Niedrig sich schroff von einander abheben: So stellt er wie Schiller Tells Tat derjenigen des Parricida gegenüber: „Gott wollte zeigen den Unterschied zwischen einer Mannestat und einem Bubenstück“[7]). — Sigbert erstrahlt als ein vollkommenes Heldenbild neben den ränkesüchtigen, verräterischen drei Brüdern, deren Leibesstärke verderbenbringende, rohe, tierische Kraft ist. Des Thorbergers Härte und rücksichtslos berechnende Art ist nie so auffällig wie dort, wo er mit seiner sanften Tochter Adelgunde zusammentrifft, die nur Empfindsamkeit, einem Geschöpfe Rousseaus vergleichbar, ist. — Kurt wird sich seiner erbärmlichen Lotterburg Koppigen, der es am Nötigsten fehlt, erst deutlich bewußt, wo er aus der Behaglichkeit und dem Überfluß von Schloß Oenz heimkehrt; und unauslöschlich bleibt der Gegensatz haften zwischen den handfesten, bedächtigen Bernern und den großmäuligen, zappeligen Söhnen der

---

[7]) Werke Bd. XVIII S. 259.

grande nation in der Alten Geschichte zu neuer Erbauung. — Es entstehen dabei keine Zerrbilder, Gotthelfs künstlerischer Instinkt und seine Gestaltungskraft verhüten es; sondern es ergibt sich eine auf kühne Schwarz-Weiß-Technik beruhende monumentale Wirkung, eine unerhört einseitige Verteilung von Licht und Schatten. Im Roman Zeitgeist und Bernergeist, der, wie schon der Name sagt, ganz auf eine Antithese aufgebaut ist, erreicht diese Kontrast-Technik ihre höchste Stufe.

Dabei ist nicht außer acht zu lassen, daß Gotthelf in seinen historischen Schriften so sehr wie in den andern tendenziös ist. Viele Abweichungen von der Quelle entspringen nationalistischer Gesinnung: gerade die Gegenüberstellung der Helvetier und Römer, Berner und Franzosen; oder jenes Herausstreichen der Schwyzer im Streit mit Einsiedeln, der Berner, welche bei der Eroberung von Frienisberg die Besatzung nicht metzeln[8]). In der erniedrigenden Episode des Übergangs hebt Gotthelf den Sieg von Neuenegg unverhältnismäßig heraus. Die berühmte Tapferkeit der Schweizer ist oftmals erwähnt; „Bern ward vielfach mit Rom und Venedig in Vergleich gesetzt und nicht zu ihrer Unehre“[9]), sagt er aus stolzer Überzeugung. In allen Erzählungen kehren Visionen wieder, welche die Zukunft der helvetischen Heimat in erhabenen Bildern vorausnehmen, z. B ihre weltgeschichtliche Bedeutung als Alpenfeste: „dort (in Helvetien)“, sagt Pipin, „will ich eine Burg mir bauen, stärker als eine Königsburg, die Berge sollen die Mauern sein, Flüsse die Graben, und hinter beiden sollen die starken Männer mir wehren den frechen Feind, der an Mauern und Graben sich wagt“[10]). Alle Hauptgestalten der Erzählungen von Sintram und Bertram bis zum Thorberger und zu Hans Rieder erscheinen als erhabene Heldenbilder und erwecken wie die heroische Landschaft im Schweizer Leser ein nationales Hochgefühl.

Dem nationalen Pathos dieser dichterischen Schweizergeschichte Gotthelfs gegenüber erscheinen die Vorwürfe gegen seine Geschichtsvorträge in Burgdorf in Fellenbergs Mitteilungsblatt völlig bedeutungslos. Bitzius habe „mit einem spöttelnden Lächeln“[11]) und ohne

---

[8]) Vgl. weiter vorn S. 26.

[9]) Werke Bd. IX (Jakob) S. 261.

[10]) Werke Bd. XVIII S. 300.

[11]) Mitteilungsblatt für die Freunde der Schul-Verbesserung im Kanton Bern, Dez. 1834 S. 107. Vgl. auch Hunziker, Gotthelf S. 65 und Papst, K. R., Der Veteran von Hofwil, Aarau 1863, 3. Teil.

an den Geist und das Herz zu greifen“[11]) von den Ahnen und den politischen Einrichtungen der Schweiz gesprochen, „die Schweizergeschichte mißhandelt“. — Diese Wahrnehmungen stammen einmal nicht von Fellenberg selber, sondern von einem Mitarbeiter, sie stützen sich auf lächerliche Äußerlichkeiten und sind von Neid und Rivalität diktiert. Gotthelf hat sie durch seine Schriftstellerei hundertfach widerlegt; denn gerade was Fellenberg in seinem Kommentar zu der genannten Kritik aus seiner rationalistisch-utilitarischen Gedankenwelt heraus vom Geschichtsunterricht fordert, daß man nämlich die „gewichtigen Lehren“ daraus ziehe, hat Gotthelf in seinen Erzählungen reichlich erfüllt: zur nationalen Tendenz gesellt sich bei ihm die erzieherische.

Auch diese erzieherische Tendenz ist Ursache mehrerer Abweichungen von der Quelle: das Volk der Helvetier wird im Druiden dem durch politische Parteiung zersplitterten Schweizervolk der vierziger Jahre als ein zerrissenes gezeigt, das an seiner Uneinigkeit zugrunde geht. Der drohende Sonderbundskrieg vermochte die Konzeption der Sintram- und Bertram-Erzählung in der zweiten Fassung völlig zu verändern und sehr zu vertiefen: das Drachenabenteuer ist nur noch Gestalt, der Gehalt aber das Problem von Treue und Einigkeit. Wie die Brüder ihre Rivalität überwinden und sich in Eintracht zu großen Taten finden, so soll es auch mit den verfeindeten Kantonen werden. In allen Helden: Tell, Rieder, Sintram und Bertram, im alten Druiden soll die Schweizerjugend und soll der Schweizerbürger leuchtende Vorbilder sehen.

Unter Tendenz verstehe man nicht, vor jeder dichterischen Aufgabe neu aufgestelltes propagandistisches Programm, oder gar eine um des politischen oder moralischen Planes willen willkürlich zurechtgeschusterte Erzählung; das hätte mit Dichtung nichts zu tun. Die Tendenz ist in der Seele Gotthelfs dauernd latent vorhanden. Sie springt ganz natürlich auf bei jeder Gelegenheit und drängt nach künstlerischer Gestalt-Werdung. Die historischen Erzählungen sind ebensogut, was Hunziker von den großen Romanen sagt: in Dichtung umgeformter ethischer Wille. Goethe suchte in der Geschichte das Urbild, Schiller das Gesetz, die Romantiker romantische Dauer; Gotthelf wandte sich ihr zu um des erzieherischen Vorbildes willen.

Um seinen Erzählungen den ihm gemäßen weltanschaulichen Gehalt einzuverleiben, deutete Gotthelf also den geschichtlichen Stoff völlig souverän bei aller strengen Anlehnung an die Quelle in der textlichen Übernahme. Je nach der novellistischen Funktion, die ihm

zukam, erweiterte, beschnitt, verwandelte er ihn entsprechend den Lehren Lessings, die sich so zusammenfassen lassen: der Dichter ist der Herr der Geschichte[12]). Damit will nicht gesagt sein, daß Gotthelfs historische Dichtung derjenigen der Aufklärung gleichzusetzen sei (so wenig wie der irgendeiner andern ausgeprägten literarischen Richtung, wie schon am Anfang des Kapitels festgestellt). Gemeinsam ist das eigenwillige Verfügen des Dichters über den Stoff im Dienste einer bestimmten Absicht. Durch die Pflege des Zeitkolorits, des charakteristischen Details, durch das liebevolle Vertiefen in den Geist der vergangenen Epoche und durch den historischen Realismus unterscheidet sich Gotthelf hingegen deutlich von den Rationalisten. Zwischen ihm und jenen steht der Romantiker Sir Walter Scott; er (und nicht die Rationalisten) war sein Meister und Vorbild.

---

[12]) Vgl. Strich, Franz Grillparzers Ästhetik S. 151.

## 5. Geschichtsauffassung und ihre Quellen.

Wie sehr Gotthelf in stofflicher Beziehung dem Geschichtswerk Johannes Müllers pflichtig ist, wurde ausführlich nachgewiesen. Es ist nicht zufällig oder aus Gründen der Bequemlichkeit zu erklären, daß der Dichter immer wieder zu diesem Historiker seine Zuflucht nahm. Die beiden sind in mehr als einer Hinsicht verwandte Geister. Wie Gotthelf, sah Johannes Müller im privaten Leben seinen ungewöhnlichen Tatendrang gehemmt, beide wurden sie von geborenen Türmenschen zu gezwungenen Fenstermenschen. Hier wie dort sucht der unterdrückte Tatmensch Durchbruch in schwungvoller Rhetorik[1]), in einem unermüdlichen Zielsetzen, Belehren- und Verbessern-Wollen.

Zu dieser Verwandtschaft des Schicksals und der seelischen Lage gesellt sich Übereinstimmung in Geschichtsauffassung und Weltanschauung. Beide sind sie im Rationalismus verwurzelt und glauben deshalb an die Belehrbarkeit der Menschen. Wie Goethe, suchen sie in der Geschichte sinnlich ergreifende Bilder, große Persönlichkeiten und Enthusiasmus[2]). In den mit Ergriffenheit getränkten Acker der Seele streuen sie den Samen des Patriotismus und der Tugend. — Müller will genau wie Gotthelf „der Dolmetsch für den Geist der Altvordern sein", der zu „allen Eidgenossen" spricht; „in fernen Jahrhunderten soll ein zweyter Tell den freyen Muth an dem unsrigen entzünden und ein neuer Hallwyl die Feinde seines Vaterlandes nicht zählen sondern schlagen lernen"[3]), mit solchen Worten will er Begeisterung, die er in der Geschichte empfängt, begeisternd weitergeben.

Da für Müller wie für Gotthelf die Taten der Altvordern eine Quelle der Begeisterung waren, begegneten sie ihrer Überlieferung mit Ehrfurcht, was verhinderte, daß in ihnen Gedanken des Zweifels und der Kritik erwachten. Gotthelf ignorierte vollkommen den kritischen Eifer, der in der Schweizergeschichte mit den Publikationen Josef

---

[1]) Vgl. Gundolf, Einleitung zu Joh. v. Müller in Die Schweiz im deutschen Geistesleben 13.—15. Bändchen, S. 12.

[2]) Vgl. dazu Gundolf, Goethe S. 403 und J. v. Müller S. 8.

[3]) J. v. Müller Bd. I S. VI.

Eutich Kopps, „Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde“ 1835 und „Geschichte der eidgenössischen Bünde mit Urkunden“, seit 1841, also genau in der Zeit seiner größten Produktion, den Anfang nahm und bei Henne sich etwa folgendermaßen meldet: „Oft entscheidet über die Ansicht einer Handlung in Menschenaugen (nicht auch in denen des Himmels) blos der Ausgang. Hätte Albert gelebt, der Tell wäre unfehlbar als unbekannter Mörder verschwunden. Er starb, und Tell ist einer der Stifter des ältesten deutschen Freistaates“[4]), oder „Ohnehin war der Kaiser in Niederöstreich beschäftigt. Ohne diesen Zufall hätte, bei Habsburgs Macht, des Tellen Gewaltthat die junge Eidgenossenschaft unwiderbringlich vernichtet. — Sollten sich Schweizer an solchen Worten stoßen, so beweisen sie, daß ihnen vorgefaßte Meinungen heiliger sind als Wahrheit“[5]). Gotthelf blieb von dergleichen Auslassungen völlig unbeirrt. Eine Welt schied ihn davon. Henne war ihm nur lesenswert um des stofflichen Details willen. für Wertung und Deutung war ihm einzig Müller maßgebend.

Müller sah in der Geschichte etwas Plan- und Sinnvolles: „Durch bewunderungswürdige Zusammenfassung unvorgesehener Umstände leitet, nach dem Zeugnis der Geschichte, eine unsichtbare Hand alle Nationen und ihre Gewalthaber zu Zwecken, wovon sie nichts wissen“[6]). Diese Auffassung teilte der positiv-protestantische Geistliche Bitzius. „Gott wollte es so“, heißt es, wenn gute Kräfte zu einem guten Ziele kommen, „aber Gott wollte es anders“, wo schlimme Pläne scheitern. „Gott wachte damals über den Städten“[7]), ruft er aus bei Gelegenheit der mißlungenen Mordnacht in Solothurn. Gleichermaßen wirkt Gott in der Natur: er schleudert den Blitz, und er segnet die Felder. Wenn Goethe den Weltgeist in der Natur sich offenbaren sah, Herder in der Geschichte, so konnte sich Gotthelf jeden Vorgang, ob in der Natur oder der Geschichte, nur denken als Ausfluß göttlicher Kraft. Das helvetische Volk ist bei ihm das Volk Gottes: Eine Göttin ist es, welche die Helvetier bei ihrem Auszug vor völligem Untergang rettet, der Christengott öffnet das Land den Sendlingen seiner Religion, Gott führt die Eidgenossen gegen jede Übermacht zu wunderbaren Siegen; es handelt sich um geradezu alttestamentliche Vorstellungen. — Die Gottheit ist das unverrückbar Feste in der Geschichte. Zu ihren Werkzeugen erwählt sie sich Männer

---

[4]) Henne Bd. I S. 248.
[5]) Henne, Bd. I S. 243.
[6]) Müller, Bd. II S. 27.
[7]) Thorberger, Werke Bd. XVI S. 281.

von großer Kraft und Treue, und diese Männer machen die Geschichte: Pipin z. B., von dem es heißt: „Endlich ritt aus der Pfalz der edle Held langsam als der, welcher weiss, dass weder Feind noch Sieg ihm entrinnen“[8]). — Der Thorberger vertritt ein widriges Prinzip: „Ich hatte Grosses im Auge, die Städte wollte ich beugen, den Adel hoch heben, meine Familie vor allen“[9]). Da Gott mit den Städtern war, mußte der Thorberger zugrunde gehen. „Alles in Gotthelfs Wesen steht unter der Unendlichkeit eines Gottes für Männer und Helden“, schreibt Burckhardt[10]). Etwas Übermenschliches, Nibelungen-Reckenhaftes ist in seinen Gestalten. — Im Thorberger scheint Gotthelfs Napoleonerlebnis verkörpert. Dieser Mensch fühlt sich wie Grabbes Helden oder Grillparzers Ottokar zu groß, sich der Welt einzufügen, er will sie nach seinem Willen umgestalten. Man mag darin füglich einen Protest des Dichters sehen gegen die Zeit der Verbürgerlichung und beginnenden Verstaatlichung des Lebens.

Idealistisch also, wie man erkennt, ist Gotthelfs Geschichtsauffassung, wie diejenige Müllers. Beide lassen die Eidgenossenschaft einzig aus dem Streben nach Freiheit entstehen. Das wirtschaftliche Interesse an der Gotthardstraße, das Erwachsen der drei Länder-Demokratien aus den wirtschaftlichen Verbänden der Alpgenossenschaften bleiben unberücksichtigt. Die Österreicher sind aus ideellen Gründen auf die Waldstätte erpicht, um ihrer Treue willen hätten sie die Länder gern ihr eigen genannt[11]). Ja, selbst wo die Quelle ausdrücklich materielle Gründe annimmt, wie bei den Berner Unruhen nach dem Kyburgerkrieg (Geldnot), ersetzt Gotthelf sie durch geistige (schlechte Führung)[12]).

In dieser idealistisch-individualistischen Vorstellung von den geschichtlichen Kräften stimmt Gotthelf mit Herder und Schiller überein. Sie erfährt bei ihm freilich eine Umbiegung ins Demokratische. Attinghausen z. B. kommt bei Gotthelf nicht der Einfluß zu wie bei Schiller. — „Wenn die Ritter wie Schafe sich bergen in ihre Schlösser, so kommen die Ritterkriege an die Bürger“[13]), sagt Metzger Rieder zum Freiherrn von Thorberg. Der Burgenbruch im Tell ist als kollektive Tat aufgefaßt: „Wo so ein allgemein Werk einmütig voll-

---

[8]) Sintram und Bertram, Werke Bd. XVIII S. 302.
[9]) Werke Bd. XVI S. 351.
[10]) Burckhardt, C. J., Gotthelf und die Politik S. 436.
[11]) Knabe des Tell Bd. XVIII S. 180 f.
[12]) Vgl. weiter vorn S. 26 und Werke Bd. XVI S. 285.
[13]) Werke Bd. XVI S. 224.

bracht wird, verschwindet der einzelne; das Ganze ist's, was das Auge fesselt, das Gemüt erfüllt. Darum haben wir auch weder Tells gedacht, noch seines Knaben." Bei Schiller handelt das Volk in seinen Repräsentanten, bei Gotthelf gelegentlich in seiner Gesamtheit; aber nie ist es die anonyme Masse schlechthin, die Vorstellung des Dichters ist stets erfüllt von einer moralischen Oberschicht edelgesinnter Menschen. Das Interesse einer Vielzahl (nicht immer der Mehrzahl) ist ihm maßgebend, nicht dasjenige einzelner: „Demokratisch muss die Luft in den Bergen sein, demokratisch rollt den Schweizern das Blut in den Adern von Orgetorix bis auf den heutigen Tag"[14]); in einem solchen Ausruf wie in seinem ganzen Gehaben gibt sich im Dichter der schweizerische Republikaner zu erkennen.

Der erste Satz der Vorrede in Müllers Geschichtswerk lautet: „Alle Verfassungen freyer Nationen haben ihren Ursprung in den häuslichen, wo väterliches Ansehen durch Kraft und Weisheit Ordnung hält"[15]). Herder bietet den gleichen Gedanken in folgender Fassung: „Im väterlichen Hause entstand die erste Gesellschaft, durch Bande des Blutes, des Zutrauens und der Liebe verbunden"[16]). Gotthelf, durch tausendfache Anschauung und Erfahrung bestärkt, baute darauf ein ganzes politisches System. Die Familie war ihm, wie Pestalozzi, die heiligste Sache des Volkes, die natürliche Urgemeinschaft, das Symbol des Staates und der Schöpfung überhaupt. „Im Hausvater liegt eine ganz eigene Kraft und Macht, auf dem Hausvatertum ruht das Deutschtum und das Christentum, vom Hausvater aus geht die erziehende Kraft und die väterliche Liebe, er ist die sichtbare Vorsehung"[17]), so faßt er sein patriarchalisches System zusammen. Tells Haushaltung ist eine lebendige Illustration dazu; aber auch Kurt von Koppigen wird sich seiner Vaterwürde bewußt, und das gibt ihm die Kraft, sich von einem heimatlosen Wegelagerer in ein tüchtiges, musterhaftes Oberhaupt seiner Familie zu wandeln. Die väterliche Autorität ist absolut; im Thorberger führt sie ganz ungehemmt das Unglück der Familie herbei, so sicher, wie sie anderwärts das Glück des Hauses baut. Gotthelfs Ideal war nicht der aristokratische Verwaltungsstaat, und ganz und gar nicht der werdende Rechtsstaat, sondern „der der germanisch-christlichen Eigenart entsprechende, in lauter persönlichen Beziehungen sich abwickelnde, auf gegenseitige

---

[14]) Knabe des Tell.
[15]) Müller Bd. I S. III.
[16]) Herder, Ideen IV/6.
[17]) Jakobs Wanderung, Werke Bd. IX.

Treue gegründete Lehensstaat, dies reich gegliederte Gebilde, dessen Fundament die freie, wehrfähige Bauernschaft war", wie Ricarda Huch feststellt[18]). Deshalb nahm er im Kampf zwischen Föderalismus und Centralismus entschieden für den anpassungsfähigen Kleinstaat Partei. Sein Idealstaat ist eine republikanische Variante des von der Romantik und von Friedrich Wilhelm IV. zurückersehnten mittelalterlichen Vasallenstaates. Ihn wenigstens in der Phantasie zu erleben und sich darin auszuleben, wandte er sich mit solcher Liebe und Hingabe mittelalterlichen Zeiten zu. Um so leidenschaftlicher tat er das, je mehr man in seiner Zeit „kein christlicher, sondern ein Rechtsstaat sein wollte"[19]). „Als ein schlechtes Surrogat für Christus"[20]) stellt er den „sogenannten Sozialismus" hin; und anstatt den Kommunismus fordert er „eine Einigung in der Liebe und eine echte Gemeinschaft der Heiligen"[21]). Die Armennot will er mit wahrhaft christlicher Liebe überwinden anstatt mit Rechtssprüchen und Gesetzen. Es erhellt daraus, daß Gotthelf, obgleich ein Individualist, doch weit entfernt vom Manchestertum war. Ihn erfüllte ein starker Verantwortlichkeitssinn seinem Nächsten und der Gesellschaft gegenüber; er erstrebte durchaus einen Kollektivismus, freilich auf Freiwilligkeit und christlicher Opferbereitschaft beruhend.

Gotthelf sehnte sich in allen Dingen nach einer natürlichen, von Gott gegebenen Welt und sträubte sich gegen eine von den Menschen konzipierte, abgeleitete Welt. Er hielt sich an Anschauung, Erfahrung und organische Entwicklung wie Goethe und Herder und nicht an Spekulation, Abstraktion und Programm wie Rousseau und Montesquieu. Die Ungerechtigkeiten, welche seinem patriarchalischen System anhafteten, nahm er mit in Kauf, lieber als die Unordnung, welche politische Experimente zu begleiten pflegt. Gotthelf ist um solcher Gesinnung willen den Konservativen beigezählt worden. Versteht man darunter etwas Politisches, so ist die Etikettierung falsch. Der Bauernspiegel, die Leiden und Freuden eines Schulmeisters allein genügten, um sie zu widerlegen. Gotthelf hat durch seine Förderung der Schule, der Volksbildung teil am ruhmvollsten Streben des schweizerischen Liberalismus. Im Gegensatz zum Liberalismus und Radikalismus freilich lehnte er jegliche Art von Emanzipation[22]) ab: Heilig war ihm die Bindung an

---

[18]) Jeremias Gotthelfs Weltanschauung S. 65.

[19]) Zeitgeist und Bernergeist, Werke Bd. XIII S. 103.

[20]) Jakobs Wanderungen, Werke Bd. IX.

[21]) Vorwort zu Armennot, Werke Bd. XV S. 264.

[22]) Wir können die Auffassung Ineichens (Die Weltanschauung Gotthelfs S. 218) nicht teilen, wonach Gotthelf „mit der Romantik für die Emanzipa-

den heimatlichen Boden und das auf diesem Boden Gewachsene, Bodenständige. Deshalb bekämpfte er alles Fremdländische, was auf seine Heimat Einfluß zu gewinnen suchte, die habsburgischen Vögte im Knaben des Tell wie die deutschen Flüchtlinge, die Römer (Druide, Drei Brüder), wie die Franzosen (Übergangserzählungen). Der Jura ist ihm der Berg, „hinter dem die dünnblütigen Franzosen wohnen, den uns Gottes eigene Hand aufgemauert hat, als Scheidewand zwischen ihrem Sinn und unserem Sinn, zwischen ihrem Lande und unserem Lande“[23]). Auch darin ist ihm Müller vorangegangen, der unter den drei von Gott erhaltenen Gesetzen der Eidgenossen das folgende nennt: „die Nachahmung fremder Grundsätze und Sitten als den Untergang der Verfassung zu betrachten“. — Knut Hamsun kämpft in unsern Tagen mit gleichem Eifer für Naturnähe und Bodenständigkeit, freilich ohne das religiöse Pathos des Berners. —

Die Sühne war Gotthelf ein geheiligter Rechtsbegriff. Er gab niemand Dispens davon. Sein Tell denkt nur an Buße und Sühne, wo ihn alle preisen. Im Neuen Berner Kalender des Jahres 1844 schreibt Gotthelf: „Auf die Königin von England ward geschossen, und mit dem Mörder ging man manierlich um, darum schoß bald nachher wieder einer nach ihr. In Bern begnadigte man eine Kindsmörderin; nur Geduld es wird auch bald noch mehr geben“[23]). Zu gewaltigem Mahnruf erhebt Gotthelf erst recht seine Stimme, wo ihm die letzte und heiligste Bindung des Menschen, die an seinen unmittelbar wirkenden, lebendigen Gott bedroht scheint. Nicht eine konservative Weltanschauung will er propagieren, er will einzig aus den Stürmen der Zeit den Autoritätsglauben des Christenmenschen retten.

Wie sehr der Geist Herders in Gotthelfs Werk lebendig war, geht aus dem Gesagten schon vielfach hervor. Herderisch ist der Geschichts-Pantheismus, der Idealismus und Individualismus, Herderisch das rational-utilitaristische Ziel, welches Gotthelf mit seiner historischen Schriftstellerei verfolgt, die ganze lehrhafte Ausbeutung des Stoffes. Johannes Müllers Bücher bilden die Brücke, über welche dauernd Herderische Begriffe und Gedankengänge zu Gotthelf hinüberführten; Herder hatte ja ausdrücklich Müllers Werk als mustergültig gelobt. Er nennt die Geschichte der Schweiz „eine Bibliothek voll historischen Verstandes. Eine Geschichte der Entstehung Europas von diesem

---

tion der Frau kämpfte“. Eine Karoline Schlegel oder Vittoria Accarombona waren zweifellos nicht Frauen nach seinem Geschmack.

[23]) Kuriositäten S. 37.

Schriftsteller geschrieben, würde wahrscheinlich das erste und einzige Werk dieser Art werden", lesen wir in den Ideen[25]). Es ist mehrfach darauf hingewiesen worden, wie eifrig und mit welchem Beifall Gotthelf die Herderischen Schriften, insbesondere die Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit in seiner Studienzeit las[26]). Wüßte man nichts davon, der Hang Gotthelfs, die Entstehung eines Begriffs, einer Idee, Einrichtung oder Sitte aus ihren Anfängen durch alle geschichtlichen Epochen lückenlos zu entwickeln, würde es einen lehren. So zeigt er das Werden der Schweizer Städte allen Widerständen zum Trotz im Thorberger, das Wachsen der Freiheitsidee im Knaben des Tell, das Erwachen und Umsichgreifen der Gallienschnsucht im Druiden. Einen Essay in Herderischer Geschichtsdarstellung möchte man den Vortrag bezeichnen, den Bitzius im Juli 1833 in einer Sitzung des Pfarrvereins[27]) gehalten hat. Er ist in der Gotthelfliteratur unter dem Titel „Christliche Ansicht der politischen Weltveränderungen" bekannt Gotthelf stellte sich darin die Aufgabe, das Verhältnis der Bernischen Kirche zur Revolution von 1830—31 abzuklären. Er gelangt zu einem positiven Ergebnis, da er in dieser Revolution eine Bewegung auf christlicher Grundlage erkennt. Diese Erkenntnis zu begründen und in seinen Hörern entstehen zu lassen, verfolgt er den Gedanken des Christentums, welcher identisch ist mit wahrer Freiheit und Gleichheit, von den Anfängen bis in seine Tage. — Solch groß konzipierte historische Übersichten und Entwicklungen enthält auch Gotthelfs Wort an den Schweizerischen Schützenverein[28]). Auf ähnliche Weise pflegt doch Herder seine Gegenstände, die Kultur eines Landes oder die christliche Hierarchie z. B., aus ihren Anfängen herauszuentwickeln.

Das geistige Werden stellte sich Gotthelf durchaus vor als ein pflanzliches Wachsen. Christi Gleichnis vom Senfkorn, das aus innerer Kraft und Stärke zum Baume wächst, schien ihm wie kein anderes Symbol so recht darzutun, was er sich vorstellte unter Werden des Christentums z. B. oder geschichtlicher Entwicklung überhaupt. Vitalistisch also dachte er sich die Entwicklung wie Herder und Goethe, nicht mechanisch, wie die französischen Rationalisten oder dialektisch wie Hegel und Hebbel. Mit diesem an Herder geschulten Denken erfaßte

---

[25]) 18. Buch, II.

[26]) Von Muret, Hunziker, Manuel, Ineichen.

[27]) Vgl. dazu Hopf: J. G. im Kreise seiner Amtsbrüder und als Pfarrer, S. 11.

[28]) Werke Bd. XV.

[29]) Kuriositäten vom Jahr 1840, Jahrgang 1842 S. 37.

er auch die Erscheinungen des gegenwärtigen Lebens. Im Neuen Berner Kalender[29]) nimmt er so zu einem Zeitereignis Stellung: „Spanien ist ein unglückliches Land. Der Institutionen, die man ihm geben will, scheint es durchaus unfähig, es bedarf herrlicher Persönlichkeiten. Bei ihm sieht man am klarsten, wohin man kömmt, wenn man Institutionen macht, für die der Sinn im Volke fehlt, die daher nichts sind als Masken der Eitelkeit oder des Ehrgeitzes. Die wahre Freiheit läßt sich nicht einimpfen wie Kuhpocken, nicht anhängen wie die Krätze, sie will einen eigenen Boden zum Aufwachsen und Zeit zum Wachstum und ein eigenes Klima obendrein“[29]). Man möchte diese journalistische Eintagsbemerkung eine volkstümliche Definition der Herderischen Entwicklungslehre nennen.

Wie diejenige Herders ist auch Gotthelfs Weltanschauung optimistisch. „Der Mensch ist der erste Freigelassene der Schöpfung; er stehet aufrecht“, war Herders Bekenntnis[30]); und Gotthelfs: „Aufrecht hat Gott den Menschen erschaffen; vorwärts, aufwärts soll er schauen: Das unterscheidet ihn von der ganzen Tierwelt“[31]). In der Napoleonischen Zeit aufgewachsen, hatte er den Begeisterungstaumel der Freiheitskriege miterlebt, in ruhigen Zeiten seinen Studien obgelegen und mit der Jugend und ihren Führern an Befreiung vom Metternichschen Druck und an Fortschritt glauben gelernt. Freudig begrüßte er die Revolution von 1830. „Sie ist ein neuer, schlagender Beweis gegen die, welche behaupten wollen, die Welt werde immer schlimmer und die Menschen immer verdorbener“, schrieb er an Burkhalter[32]). Den gleichen Gedanken äußert er in seinem Vortrag über die politischen Weltveränderungen: „Wir teilen nicht den gotteslästerlichen Glauben, daß die Welt schlimmer werde“. Nicht Stillstand oder gar Rückschritt sah er, sondern fortwährendes Vorwärtsdrängen: Die Zeit war ihm „kein Sumpf, sondern ein Strom“[33]). Ja, der Optimismus seiner Weltanschauung ließ ihn auf dem schwärzesten Hintergrund mittelalterlicher Geschichte, dem Interregnum, eine humorvolle Idylle malen, den Kurt von Koppigen. Gotthelf litt nicht unter der drückenden Vorstellung der Erbsünde; seine Religion gab ihm Gewißheit, daß alle Entwicklung nach einem erstrebenswerten Ziele gehe: „Das Christentum unterscheidet sich

---

30) Ideen, 4. Buch/IV.

31) Armennot Bd. XV S. 210.

32) 18. Oktober 1830.

33) Armennot, Werke Bd. XV S. 95.

von allen andern Religionen dadurch, daß es als einzigen vernünftigen Gottesdienst Vervollkommnung anerkennt“[34]).

Gotthelfs späterer politischer Konservativismus ist nicht angeboren, sondern herbeigeführt durch die radikale Richtung, welche der Fortschritt nahm und zudem aus Trotz und Opposition mit Fleiß zur Schau getragen. Wenn er auch die Kräfte ablehnte, welche die Revolution von 1848 vorbereiteten, so gab er den Glauben an die Zukunft doch nie auf. Nach Gott hin und nicht von Gott weg geht der große Weg; wenn nach seiner Meinung die Zeitgenossen irrten, so würden sie früher oder später zurückfinden, wie die abwegigen Helden seiner Erzählungen: Kurt von Koppigen, der Thorberger und auch wie die am Zeitgeist erkrankten: der Bauer Hunghans[35]) und Jakob, der deutsche Handwerksbursche. Voraussetzung freilich war der Glaube an die Hilfe eines starken Gottes. Und hierin weicht er von Herder ab, welcher der menschlichen Willensfeiheit viel größeren Spielraum zuerkennt als Gotthelf. Herders Ziel ist Humanität, „und Gott hat unserem Geschlecht mit diesem Zweck sein eigenes Schicksal in die Hände gegeben“[36]) „Der Mensch bilde seinen Zustand nach dem, was er für das Beste erkennet“[37]). — Bitzius war das zu selbstbewußt, zu „übermütig“. Sein Bekenntnis lag eindeutig in seinem Namen: Gott-helf.

Mit seinem männlichen Optimismus steht Gotthelf in kräftigem Gegensatz zu seinem Landsmann, der wie kein anderer die historische Erzählung pflegte, zu C. J. Meyer. Auf verschiedener Weltanschauung beruhen letztlich alle Unterschiede, welche die beiden Dichter zu zwei so andersgearteten Typen machen. Durch Meyers historische Dichtung zittert leise Melancholie. Seine Helden, Pescara, Jenatsch z. B. gehen zu Grunde. In Tragik, Untergang mündet jede Handlung. Diese pessimistische Grundhaltung stimmt zu der schwächlichen Natur Meyers, die so sehr im Gegensatz steht zu der des robusten Berners; sein Geist stand völlig unter dem Einfluß Jakob Burckhardts und Nietzsches, welche beide historische Pessimisten sind. Meyer, der Ästhet, wandte sich der Geschichte zu, um eine Zeitstimmung, ein Heldenschicksal resigniert zu genießen; Gotthelf, der Tatmensch, suchte in der Geschichte das Vorbild, um es seiner Umwelt kräftig vor Augen zu halten. Auch Meyer machte den Schritt von der Vergangenheit in die Gegenwart; aber sorgfältig, kunstvoll, in Form des Rahmens, den er

---

[34]) Christl. Ansicht der polit. Weltveränderung.
[35]) In Zeitgeist und Bernergeist.
[36]) Ideen 15/I.
[37]) Ideen, 15/I.

seiner Erzählung gab. Gotthelf übersprang brüsk und völlig kunstlos Jahrhunderte, fortwährend mit den Nöten seiner Zeit beschäftigt. Jener bewahrt seinem Stoff gegenüber die ganze Objektivität. Dieser durchglüht ihn, mit seinem Temperament schmelzt er ihn um. Meyer wendet seine Aufmerksamkeit der Form zu und bietet dem Leser hohen ästhetischen Genuß; Gotthelfs Augenmerk ist einzig dem ethischen Gehalt seines Stoffes zugewendet, er will aufrütteln, begeistern, er vermittelt seinem Leser das tiefere moralische Erlebnis. Der Zürcher Aristokrat schreibt die Novelle des geschichtlichen Helden, Pescara, Jenatsch, des Heiligen; der Berner Demokrat die Erzählung eines Volkes: der Helvetier, Berner, Urschweizer.

Die Gegensätze der beiden Schweizer historischen Novellisten sind so zahlreich, was sie wollten und mußten so total verschieden, daß es grundfalsch und völlig zwecklos wäre, den Wert des einen Werks an dem des andern zu messen.

## 6. Gotthelf, Scott und die Romantik.

Unter historischer Dichtung zu Gotthelfs Zeiten, in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts also, versteht man eine typische Erscheinung der Romantik.

Einmal war es die Sehnsucht nach Unendlichkeit, nach unbeschränkter Dauer, welche die romantischen Dichter in den unbegrenzten Raum der Geschichte führte, dazu kam, daß sie ihr politisches Ideal in mittelalterlichen Zuständen, die Deutschen vornehmlich im alten Römischen Reich Deutscher Nation, sahen. In mittelalterlichen Tathelden fanden sie ihr Führerideal. Die Bilder großer Zeiten und großer Gestalten beschworen sie herauf, um den Schauer ihrer Größe zu genießen und um sie dem Volk und seinen Lenkern als Vorbild vor Augen zu stellen.

Diese romantische Strömung konnte nicht ohne Einfluß auf den schriftstellernden Pfarrer von Lützelflüh bleiben. Was in ihm an Romantik geweckt wurde, nahm Gestalt an einerseits in gefühlsschweren, sehnsüchtigen poetischen Bildern wie Ein Silvestertraum (1840)[1]), Ein Traum[2]), Die Schlachtfelder (1845)[3]) und andererseits in den kraftvollen historischen Erzählungen von den Taten der alten Berner und Eidgenossen.

Gotthelf lernte die deutsche Romantik weniger dort kennen, wo sie ihren Anfang nahm, bei ihren Begründern und Gesetzgebern, denen romantisches Weltgefühl noch ureigenstes Erlebnis war, er begegnete ihr vielmehr dort, wo sie verebbte, in ihren Nachahmern wie Alexis und Zschokke und in den Kalenderleuten wie Nieritz, den Bernern Wyss und andern, welche aus Mode romantische Geschichten schrieben.

Meister und Vorbild war ihm jedoch der Schottländer Sir Walter Scott, dessen geschichtliche Romane die beliebteste Lektüre des jungen Bitzius wie seiner Zeitgenossen waren. Manuel berichtet darüber[4]): „zu seinen Erholungen gehörte ein Leseverein mit einigen Freunden,

---

[1]) Werke Bd. XVI.
[2]) Neuer Berner Kalender für 1840.
[3]) Werke Bd. XVII.
[4]) Manuel: J. G. S. 29.

in welchem namentlich Walter Scott beliebt war. Wir haben von Universitätsfreunden von Bitzius die Behauptung gehört, daß die Vorzüge dieses Schriftstellers, die Feinheit der Charakteristik, die psychologische Wahrheit, nicht ohne Einfluß auf Bitzius' Geist gewesen und auch in seinen Schriften noch nachgewirkt hätten." Die Werke Scotts erfüllten den Vorgrund seines Bewußtseins, wenn er sich mit historischen Stoffen auseinandersetzte. Vom Bubenberg schreibt er, es sei ein Stoff, „wie ihn Walter Scott nicht hatte"[5]). An die Romane Walter Scotts hielt er sich, weil er darin das Genre, in dem er sich versuchen wollte, im Original vorfand. Es kam dazu, daß ihm daraus der Geist eines Mannes entgegenwehte, welcher ihm in mancher Beziehung artverwandt war. Wenn Thomas Carlyle den Schotten schildert als „a robust thoroughly healthy and withal very prosperous and victorious man. An eminently well conditioned man, healthy in body, healthy in soul; we will call him one of the healthiest of men"[6]), so würde das auch für den Berner so schlecht nicht stimmen. Gemeinsam ist beiden die Liebe für das angestammte Volk und die Heimat.

In Scotts Büchern fand Gotthelf den Staat geschildert, den er propagierte: diese patriarchalische Ordnung, innerhalb welcher sich auch das politische Leben in unmittelbar persönlichen Beziehungen abspielt, deren Gesetze treue Gefolgschaft und christliche Liebe sind. Mit dieser Konzeption des Staates hatte sich Scott in Gegensatz gestellt zu den Theoretikern der französischen Revolution, welche den Rechtsstaat hatten aufrichten wollen. Die von der Revolution ernüchterten, der politischen Spekulationen müden Völker Europas griffen mit Heißhunger nach den Romanen des Schotten, in welchen sich die Persönlichkeiten frei und machtvoll entfalten, nur durch ihresgleichen, nicht durch künstliche Grenzen gehemmt, und in welchen das Leben zurückgeführt ist auf einfache, naturnahe Formen, auf ein Idyll. In der dichterischen Verklärung wurde man der Härten nicht gewahr, welche Schranken des Standes, Vorrechte der Geburt, Unfreiheit des Geistes jenen fernen Zeiten auferlegten. Die Sehnsucht nach dem Irrationalen führte die Kinder einer rationalistischen Epoche in die Walter Scottische Welt, daher erklärt sich der ungeheure Erfolg dieser Bücher bei den Lesermassen der Restaurationszeit und erst recht bei dem artverwandten Gotthelf.

Wie der Schotte liebte auch der Berner den Umgang mit den Men-

---

[5]) Vgl. Werke, Ergänzungsband 2 S. 261 und Hunziger J. G. S. 123.

[6]) Carlyle: Critical and miscellaneous Essays (Wenger cit. S. 3).

schen seiner Dörfer und Täler, die Bewegung in der freien Natur, das Herumschweifen in den Wäldern auf der Jagd. Daher gelang beiden eine so gute, realistische Schilderung von Landschaft und Menschen. Gerade der an Fielding geschulte Realismus in Scotts Werken ist es, welcher Gotthelf mehr anzog als die Traum- und Gedankendichtung der deutschen Romantiker. Diese deutsche „musikalische" Romantik ist ja bei ihm auch vertreten (im Silvestertraum, in den Schlachtfeldern); aber in den historischen Erzählungen, welche ein viel bedeutenderer Bestandteil seines Werkes sind, folgt er der Scottisch-französischen Richtung (Hugo, Dumas, de Vigny, Merimée), welche malerisch, realistisch ist.

Gotthelf wurde in dieser Neigung noch bestärkt durch zwei Erscheinungen: Einmal durch die grauenhafte After-Romantik, welche sich in den Volksschriften und Kalendern[7]) seiner Zeit als sentimentale Rittergeschichten oder als vollkommen falsche, idealisierte Abbildungen breitmachten. (Man sieht da Schweizer Bauern und ihre Führer, verarmte Ritter, in reicher, blitzblanker Rüstung, mit bester Bewaffnung und in tadelloser Formation auch im tiefsten Kampfgewühl.) Gotthelfs Wirklichkeitssinn empörte sich dagegen. Der ganze Geist solcher Pseudo-Kunst, welche sich von der idealisierten Ritterwelt eines Fouqué nährte, war ihm ein Greuel. Als er in seinem Knaben des Tell ein wahres Jugendbuch zu verfassen sich vornahm, wollte er damit „die Kinder erlösen vom Nieritzischen Brei und an kräftigere Kost setzen", die „Notzüchtigung der Schweizergeschichte" in der Art der Kalendererzählungen und -Bilder energisch bekämpfen.

Zum andern war ihm alles Überschwängliche, Plan- und Vernunftlose, welches romantische Sehnsucht und romantischer Freiheitsdrang vornehmlich in der deutschen Jugend geweckt hatten, unverständlich und im Grunde zuwider. Auf seiner romantischen Studentenfahrt durch Deutschland 1821 widmet er der Griechenlandfahrt deutscher Jünglinge eine sehr unromantische Betrachtung: „Was wollen diese Studenten in Griechenland? Zum Helfen sind sie zu schwach und nur mit den Griechen im Freiheitskampf unterzugehen, ist doch ein wenig zu heroisch. Das Vaterland hat die nähern Ansprüche an sie, entweder müssen sie sich für unfähig halten, ihm zu nützen, oder das Vaterland in den letzten Zügen glauben, wo keine menschliche Kraft es retten kann, sonst begehen sie einen Verrat an ihm und laden die Schuld unnütz geopfer-

[7]) Vgl. z. B. Alpenrosen, oder Bernische Neujahrsblätter für die Jugend 1808—25.

ter Kraft auf sich. Herrlich ist's, für die Freiheit zu sterben, allein nie darf man sich in den Tod stürzen, nie darf man denselben rufen, ohne bedacht zu haben, ob's möglich sei, dadurch die Freiheit anderer zu erkaufen. Stehen die großen Mächte den Griechen nicht bei, so nützen ihnen die Einzelnen wenig, es seien denn erfahrene Offiziere, und treten die Fürsten auf ihre Seite, so sind sie entbehrlich." So lesen wir im Reisetagebuch[8]). Bedächtig, im wahren Sinne des Wortes, wägt dieser Berner Student die Gründe für und wider, mißt er das Tun mit dem Maß einer ernsten, puritanischen Ethik, wo deutsche Jünglinge im Begeisterungstaumel fieberten: eine Welt scheidet diesen Bitzius von einem Wilhelm Müller, Eichendorff, Byron.

Die besonnene, sachliche Grundhaltung Gotthelfs, bestärkt durch das gesunde Vorbild Scotts, herausgefordert durch Nieritzischen Kitsch, kommt in seinen historischen Novellen kräftig zur Geltung und schafft im Kurt von Koppigen vor allem eine ganz andere Ritterwelt, als sie damals in Mode war. Das Schlößlein Koppigen ist ein „verwittertes Krähennest"[9]), der eine Torflügel muß als Tisch Verwendung finden, zwei Hunde bloß sind da, der eine blind, der andere zahnlos, beide völlig untauglich zur Jagd! — Welch unerhörte Herausforderung an romantische Vorstellungen! — Kurts Vater war jung erschlagen worden, als er eine Herde Kühe hatte rauben wollen; die Mutter Grimhilde, eine Gräfin aus vornehmem Hause, hatte ihn geheiratet, weil sie keinen reichen Mann kriegen konnte und dachte, ein armer sei jedenfalls besser als keiner[10]). Kurt reitet auf Abenteuer aus auf einem gestohlenen Klostergaul. Der Ritter Barthli von Luternau wird dem Leser vorgestellt, wie er mit einem Fußtritt den Knecht zur Tür hinaus befördert, derber als ein Bauer[11]). Welche Ernüchterung für ein an romantische Kost gewöhntes Publikum! — Und die Sphäre der mittelalterlichen Kirche? — Vom Kloster St. Urban lesen wir[12]): „Die Haupt(Wein-)fuhre war in St. Urban glücklich angekommen und mit grossen Freuden empfangen worden. Die glückliche Ankunft war ein Ereignis im Kloster; wenn sie schon nicht empfangen wurde mit grossem Gepränge wie eine kostbare Reliquie, so war doch die Freude umso inniger ..." — Den Einsiedler Jost im Tobel überrascht Kurt bei üppigem Leben mit der Pfarrköchin von Zell und lernt in ihm einen recht seltsamen Heiligen kennen[13]). Wie unzeitgemäß ist das empfunden in der Zeit

---

[8]) Studentenfahrt J. G.'s, Sonntagsblatt des Bund 1887 Nr. 13.

[9]) [10]) [11]) [12]) Werke Bd. XVII S. 292, 232, 270, 275.

[13]) Werke Bd. XVII S. 262.

romantisch-katholischer Reaktion, da in einem Friedrich Schlegel, Brentano, Zacharias Werner aus dem ästhetischen Erlebnis mittelalterlichen Gottesdienstes und katholischer Mystik Sehnsucht und Entschluß erwuchsen, in der römischen Kirche aufzugehen!

Hat Gotthelf vom Mittelalter eine Karrikatur gemacht? — Im Gegenteil: diese Ritter, Mönche und Einsiedler stehen ohne Zweifel der mittelalterlichen Wirklichkeit viel näher als die Idealgestalten Fouqués („die nur aus Eisen und Gemüt bestehen und weder Fleisch noch Vernunft haben")[14]) und diejenigen seiner Nachahmer in Wort und Bild. Gotthelf schuf seine mittelalterlichen Menschen eben nicht nach blutlosen Schemen, die er sich aus verblaßten Chroniken geholt, sondern nach blutvollen, sicht- und greifbaren Modellen, zu denen ihm seine Bauern gerade recht waren. So ist Kurt ein durchaus bäurischer Ritter und mehr, ein Geschöpf der Wildnis und der Wälder; die helvetischen Helden Sigbert, Guntram und seine Brüder gleichen den Sennen der Emmentalerberge; Sintram wirbt um eine Prinzessin aus merowingischem Stamme in der Art eines Bauernsohnes: „er erzählte ihr offen und treu . . ., wie er ausgezogen sei, ein Weib zu suchen, und so glücklich und so nahe eins gefunden, das gewöhnt sei an das Land und gewohnt habe in der Einsamkeit und eine Hausfrau gewesen bei ledigem Leibe, wie ein helvetischer Graf sie bedürfe"[15]). — Die Druidentochter Emma denkt wie eine konservative Berner Bäuerin, wenn sie als Letzte ihres Stammes selbst dem Geliebten Bertram zuliebe nicht noch Christin werden kann, weil sie nicht „was anderes sein, was Neues beginnen will"[16]). Wie eine Bäuerin der Dorfromane lädt die Gräfin Margarethe von Brandis das Edelfräulein Adelgunde von Thorberg ein, „teilzunehmen an ihrem Hafermus" und „rechten Bericht zu geben über alles, was sich zugetragen"[17]). — Gotthelf ist sich eben klar, daß die Standesunterschiede der naturnahen Menschen des Mittelalters, trotz Adelsgeschlecht und Titel, weit geringer waren als in moderner, zivilisierter Zeit. „Die adeliche Hausfrau stund vor fünfhundert Jahren einem armen Weibe hundertmal näher in ihren Begriffen, Beschäftigungen, selbst Bedürfnissen als eine gegenwärtige adeliche oder Handelsdame (es gibt freilich auch in andern Ständen solche Damen), die ihr ganzes Leben nur mit Darstellung ihres Ichs nach der neusten Mode zubringt", urteilt er in der Armennot[18]); und neuzeitlichen „hohen

[14]) Heine, Romantische Schule, Ausg. Elster Bd. V S. 337.
[15]) und [16]) Werke Bd. XVIII S. 392 und 407.
[17]) Werke Bd. XVI S. 288.
[18]) Armennot, Werke Bd. XV S. 100.

Häuptern, die ihre Häupter reckten über die Wolken auf, sich Majestät und Allerhöchst titulieren liessen", stellt er den „Kaiser Karli" gegenüber, „der seinen Hühnern die Eier nachzählte". Er, „und der arme Leibeigene, der die Kühe molk und die Schafe hütete, und die Kaiserin Karli, die ihrem Manne die Kleider aus selbstgesponnener Wolle machte, und die arme Schäferin, die ihrem Manne die Schaffelle zusammennähte zu tüchtigem Winterrock in Wind und Wetter hinaus", sie sogen eben alle „aus der Brust der gleichen Mutter ihren Unterhalt"[19]). — Ihre Naturnähe machte sie einander gleich. — Ungeschminkt schildert Gotthelf seine Helden und ihre Ausrüstung: „es sammelten sich um die Pfalz (Pipins) die Scharen, wild verwegene Gestalten, obs Menschen, obs Ungeheuer seien, Ungetüme aus irgendeinem unbekannten Urwalde, wüßte wirklich nicht, wer heutzutage solche Scharen vor Augen bekäme, da jeder trug, wessen er habhaft werden konnte, eine Kuhhaut oder Bärenfell, ein gut Wams oder eine schlechte Rüstung"[20]). — Solch realistische Auffassung und Gestaltung sticht gewaltig ab vom romantischen Schilderblinken, Helmbuschwehen, Schwerterrasseln, welches damals Mode war, und das Gotthelf als „romantischen Sumpf" bekämpfte und Heine als „mittelalterlichen Trödel"[21]) verspottete.

Man erinnert sich auch dieses Vorwurfs, den Heine der Romantik machte: „Die retrograde Richtung, das beständige Loblied auf den Geburtsadel, die unaufhörliche Verherrlichung des alten Feudalwesens, die ewige Rittertümelei missbehagte am Ende den bürgerlich Gebildeten im deutschen Publikum, und man wandte sich ab von dem unzeitgemässen Sänger", schreibt er über Fouqué. Dieser Vorwurf würde Gotthelf nimmermehr treffen, der den feudalen Liebhabereien vieler deutscher Romantiker schweizerisch-demokratische Gesinnung entgegenhielt. Den tüchtigen Bürger stellt er durchaus dem Ritter an die Seite: „auf den Gesellschaftshäusern der Bürger sah man eine trotzige, kühne Jugend und ritterliche Gestalten, denen zum Ritter nur die goldenen Sporen fehlten"[22]). — Über den Adelstitel, wo er bloß noch leerer Name ist, läßt er den Knecht Jürg (im Kurt) so philosophieren: „Was hatte sein alter Herr von eines Grafen Tochter gehabt? Am Ende kann man weder abbeissen von einem Titel noch mit demselben die Löcher im Gewande flicken"[23]). — Wie viel haben zu allen Zeiten hochtönende Namen

---

[19]) Ebenda S. 107.
[20]) Werke Bd. XVIII S. 300.
[21]) Romant. Schule, Elster Bd. V S. 337.
[22]) Thorberger, Bd. XVI S. 220.
[23]) Werke Bd. XVII S. 297.

zur Ehrfurcht und Bewunderung vor adeligem Range beigetragen! „Gibeli“ und „Gäbeli“ heißen bezeichnender- und sehr unromantischerweise bei Gotthelf (im Kurt von Koppigen) „zwei wilde, kampfgewohnte Junker“[24]).

Mit dieser ganzen vorurteilslosen Behandlung der ritterlichen Welt in einer Zeit der Wiedererweckung und Glorifizierung des Rittertums erinnert Gotthelf an die geistige Freiheit und Überlegenheit eines Cervantes.

Gotthelf sah und schilderte seine Menschen als mit der Natur und Landschaft verwachsene Geschöpfe, mit einer Landschaft nämlich, die ihm genau vertraut war. Er fühlte sich ja nur sicher, wenn seinen Schilderungen eine genaue Anschauung zugrunde lag, wie sein Verhalten gegenüber dem Bubenbergstoff lehrt. Arnim, der Romantiker, besuchte Waiblingen, Pforzheim usw., die Stätten seines Kronenwächter-Romans, erst nach dessen Vollendung und war von ihnen enttäuscht; Gotthelf, der Realist, kannte die Schauplätze seiner Dichtungen von Jugend auf und trug eine adäquate Vorstellung davon in sich. Zahllos sind die Landschaftsgemälde in seinen historischen Dichtungen; aber nie sind es bloße Ornamente, sondern immer wesentliche Bestandteile der Komposition. Aus der Betrachtung der Natur, aus dem Erlebnis ihrer Schönheit, ihres Reichtums, ihrer Wildheit oder relativen Kargheit erwachsen seinen Helden Gefühle wie Patriotismus, Zufriedenheit, Freiheitsdrang, Galliensehnsucht, welche Ursache ihrer Handlungen werden (im Druiden, Sintram und Bertram, Knaben des Tell). So schreibt auch Hunziker in seiner Würdigung des Schweizerwortes an den Schützenverein: „Und gleich im Auftakt ist es Gotthelf trefflich gelungen, den schweizerischen Patriotismus aus der Gesamtnatur herauswachsen zu lassen und mit ihr dessen Gottgewolltheit zu begründen“[25]). — Tieck, dessen Dichtungen in ungeschauten Landschaften spielen: in Italien, in den Cevennen, im Fabelland, verachtete die Naturschilderungen: „Nur keine Naturschilderungen, wie einige vielgelesene und berühmte Romanciers sie jetzt Mode gemacht haben“[26]), ruft er aus. Sie sind ihm Kulissen, nicht mehr. Für Gotthelf und Scott, welche aus Anschauung gestalteten, waren sie mit der Handlung unlöslich verbunden; der Berner hat in ihrer künstlerischen Verwertung noch größere Meisterschaft erreicht als der Schotte.

---

[24]) Ebenda S. 338.

[25]) Bd. XV, Eines Schweizers Wort an den Schweiz. Schützenverein S. 507 und S. 273.

[26]) Minor, Akademische Blätter I, Tieck als Novellendichter S. 148.

Da Gotthelf nicht pittoresk sein wollte, hatte er nicht Ursache, die Sprechweise seiner Menschen ihrer historischen Epoche oder ihrem Stand anzupassen, wozu ihn seine Quelle Henne hätte verführen können, welche, wo sie direkte Rede bietet, sich archaisierender Formen und dialektischer Färbung befleißt: „Ihr hand alle geraten, wo ihr in das Land wellind kommen, aber keiner, wo ihr wider harusmögind", sagt bei ihm der Narr Kuno von Stocken z. B.[27]). Zu Scotts Konzeption der historischen Dichtung gehört das bestimmte Kolorit, das er seinen Gestalten mit Hilfe der Rede gibt; vom Keifton einer alten Frau über das komische Latein eines Dorflehrers bis zur gepflegten Hofsprache beherrschte er die ganze Skala der Sprechweisen. Tieck verfolgt ähnliche Bestrebungen, jedoch nicht mit dem gleichen Geschick: „Gewiss, verehrter Herr Medicus. Sehen Sie, hier bei uns zu Lande heisst mein Alter weit und breit nur der kluge Mann. Wo seine Misikamente oder Rehzeppe nicht ausreichen, da braucht er denn auch die Symphonie oder was sie die symphathetrische Methode nennen, und die ist bei den Bauersleuten immer am meisten beliebt und am besten zu fruktizieren"[28]). So läßt er die alte Barbe entstellte Fremdwörter häufen, seitenlang; ähnlich verhält es sich z. B. mit der Amme Ursula in Vittoria Accorombona. Aber auch Arnim bemüht sich, den niederländischen Maler Sixt so zu charakterisieren, daß er ihn das Deutsche erbärmlich radebrechen läßt, wobei er bei weitem hinter dem Vorbild Lessing zurückbleibt. — Gotthelf bedient sich dieser Mittel nicht. Er verwendet in den historischen Erzählungen mit Vorliebe die indirekte Rede; hingegen bei Höhepunkten, wie in der Apfelschußszene[29]), beim Tode des letzten Merowingers[30]), nach dem Drachenkampf[31]), geht er in direkte Rede über, welche gerade wegen der Seltenheit ihrer Anwendung, den Augenblick seiner Bedeutung entsprechend herausheben hilft. Diese direkte Rede hat aber nichts Gesuchtes, sie ist „nichts anderes, als epischer Dialog unserer Zeit, auch wenn er sich notwendiger historischer Bilder oder Ausdrücke bedient. Er schafft die Wirklichkeit der Seele. Der Mensch tritt zutage, nicht die historische Gestalt", wie es Kyser in seiner Studie über den historischen Roman[32]) vom guten Dialog auch in historischer Dichtung fordert.

---

[27]) Bd. I S. 258.

[28]) Aufruhr in den Cevennen, hg. von Klee, Tiecks Werke 3. Band, S. 381.

[29]) Werke Bd. XVIII S. 222 f.

[30]) Ebenda S. 291 f.

[31]) Ebenda S. 380 f.

[32]) Die Literatur, September 1930 S. 681.

Gotthelf machte nie Aufhebens von seinen schöpferischen Gaben; sein Dichten war ihm etwas Natürliches und Selbstverständliches, es fehlen auch tiefsinnige Reflexionen und Theorien darüber; aber was einmal von ihm Form und Sinn empfangen hatte, das ließ er bestehen als etwas, über das er nicht mehr Gewalt hatte. Die Menschen seiner Dichtung waren ihm nicht Marionetten, die man beliebig tanzen machen konnte, sondern sie waren mit einer künstlerischen und meist auch ethischen Mission beladen, die ihm wichtige Anliegen waren. In der Stimmung seines Werkes ging er selber völlig auf, und Frevel hätte es ihm bedeutet, sie mutwillig zu zerstören. — Mit einem Wort: in Gotthelfs Dichtung gibt es keine romantische Ironie. Nirgends drängt er sich illusionsstörend in seine Erzählungen, wie es vornehmlich die deutschen Romantiker, aber auch Scott und ihre Nachahmer wie Zschokke tun. Die oft sehr langen Zwischenbetrachtungen wachsen organisch aus der Handlung oder der Stimmung heraus, knüpfen auf natürliche Weise bei einer hervorstechenden Erscheinung an und sind ihrem Gehalt nach das genaue Gegenteil von romantischer Ironie. Die Gebilde seiner dichterischen Phantasie waren Gotthelf nicht komischer Schein, wie den Romantikern, sondern ernsthafte Wirklichkeit. Die weltanschauliche Grundlage war eben völlig verschieden. Aus der Lehre Fichtes vom unbeschränkten Ich leiteten die Romantiker die künstlerische Allmacht des Ichs ab, aus seiner positiv-protestantischen Religiosität lernte Gotthelf Demut und Unterordnung unter einen höheren Willen[33]).

An Realismus hat Gotthelf sein Vorbild Walter Scott erreicht oder selbst übertroffen, hingegen finden wir bei ihm nichts von jener verehrungsvollen Schilderung und Würdigung alter Baudenkmäler, wie sie der Kenner und Sammler Scott gibt, etwa von Schloß Kenilworth oder Tully-Veolan, oder von schottischen Klöstern und Städten. Wo dieser mehrere Seiten verwendet, um eine Burg, eine Stadt beim Leser einzuführen, sagt Gotthelf nur das Allernötigste, um gleich zur Handlung weiterzueilen, z. B.: „Erst als in einer Beugung des Weges ein niederes Tor aus dem Nebel sich hob, hinter welchem ein Fluss rauschte, eine dunkle Häusermasse merkbar ward, zügelte er rasch sein wildes Tier“[34]), damit ist der Thorberger und mit ihm der Leser schon im mittelalterlichen Bern. Oder: „Auf breitem, felsigem Vorsprung, durch

---

[33]) Diese Darstellung steht in bewußtem Gegensatz zu derjenigen Ineichens (S. 221), der Gotthelfs Rechtfertigung der freien Rollenverteilung als eines Vorrechts des Dichters im Vorwort zu Annebäbi Jowäger II (Bd. VI S. 431) mit der „romantischen Forderung der Ironie“ in Zusammenhang bringt.

[34]) Werke Bd. XVI S. 214.

schmalen Felsenrücken mit der höhern Hügelkette verbunden, lag die gewaltige Feste über einem lieblichen Tale, das von Felsen eingeschlossen ist, in denen jedoch ein weites Tor gegen den Jura sich öffnet. Dort brannte in der großen Halle ein Feuer von schönem Buchenholz; eine anmutige Mädchengestalt sass dabei und spielte mit Hunden“[35]). Das muß genügen zur Schilderung des Schauplatzes, der Burg Thorberg; die weitere Beschreibung gilt Adelgunden. — Gotthelf konnte nicht schwelgen in der Bewunderung kostbarer Baudenkmäler wie Victor Hugo, nicht sich freuen über das, was ein Dürer, Kaulbach, Erwin (von Steinbach) geleistet wie Wackenroder, Arnim und Tieck, bei ihm finden die Berner Lauben als architektonische Merkwürdigkeit, die schöne Geschlossenheit der Stadtanlage keine Würdigung, ebenso nicht das Wirken Holbeins in Basel oder Manuels in Bern; für dergleichen fehlen ihm Sinn und Augen. Am Erlebnis der Gotik, der mittelalterlichen Kunst überhaupt, wie es für die gesamteuropäische Romantik so bezeichnend ist, hat Gotthelf nicht Teil. Den Nachdruck, welchen Scott auf die Schilderung schöner und bedeutender Örtlichkeiten als Werken der schöpferischen Menschen oder auf Bilder von Festen und Gebräuchen legt, den gleichen Nachdruck legt Gotthelf auf die moralische Ausdeutung und mehr Ausbeute des Stoffes. Scott schildert in die Breite, er ist pittoresk, malerisch; Gotthelf dringt in die Tiefe, er ist psychologisch, plastisch. Er gestaltet auch seine Charaktere anders als Scott, nach der Art Shakespeares nämlich: „Shakespeare fashions his characters from the heart outwards, Scott from the skin inwards, never getting near the heart of them“[36]). — Das ganze Verhalten Scotts ist objektiv; er steht außerhalb seiner Romane. Gotthelf hingegen lebt und wirkt in ihnen, seine Überzeugungen, Anliegen, Forderungen sind ihre immanenten Bestandteile. Scott ist weder philosophisch noch tendenziös, Gotthelf ist beides; er ist nicht einfach liebenswürdiger Erzähler wie jener, sondern jederzeit Kritiker und Reformator.

Wenn Gotthelf sich also von den Romantikern unterscheidet durch kräftigen Realismus, besonnenes Argumentieren, demokratische Gesinnung, ferner durch das Fehlen kunstgeschichtlichen Interesses und die Abwesenheit jeglicher romantischer Ironie, so fehlt es deshalb nicht an Berührungspunkten. Wie seine Tellen, Vater und Sohn, verweilt er gerne an jener „Scheide, wo das Geschehene und das Geträumte zusammenstoßen, wo der Mensch das Sichtbare ans Unsichtbare knüpft,

---

35) Ebenda S. 232.

36) Carlyle, cit. Wenger a. a. O. S. 19.

wo die Schwelle ist, welche der Mensch so gerne überschreitet und ins Land des Ahnens, ins Gebiet der Geister sich wagt“[37]). Seine Traumbilder (Die Schlachtfelder, Ein Silvestertraum und Der Traum) sind ganz in jener typisch romantischen Sphäre, wo Wirklichkeit Traum und Traum Wirklichkeit wird. Daher gehören aber auch viele und wichtige Bestandteile der historischen Erzählungen: das Geisterweben im Druiden, die personifizierten Naturgewalten aus Sintram und Bertram, jenes Schweben zwischen Diesseits und Jenseits beim sterbenden Thorberger und bei seiner Tochter Adelgunde und namentlich die zahlreichen Traumgesichte, welche das Kommende vorausnehmen, des Druiden z. B., der träumend die Niederlage von Bibracte vorausahnt, Sintrams und Bertrams, welche in Traum-Symbolen ihr zukünftiges Schicksal sehen, des Knaben Tell, der in Wunschträumen heldisches Tun erlebt. Es handelt sich hier um eines der verbreitetsten und bezeichnendsten Motive romantischer Dichtung, um Traumvisionen wie im Heinrich von Ofterdingen, im Kätchen von Heilbronn, im Aufruhr in den Cevennen.

Romantisch empfunden sind ferner die vielen übersinnlichen Erscheinungen, wie die warnende Stimme in den Drei Brüdern, von der man nicht weiß, woher sie kommt; das Auftreten der Druiden und ihr unerklärliches Verschwinden in Sintram und Bertram[38]), romantisch sind auch die magischen Beziehungen zwischen Mensch und Tier, zwischen Bertram und seinem Schlachthengst“[39]), der den verlorenen Herrn sucht, findet und auf die Burg trägt, zwischen Tier und Geisterwelt, z. B. Kurts Pferd und der wilden Jagd, die es nahen fühlt, und romantisch Personifikationen wie das Schlachtfeldgespenst im Thorberger[40]) und Symbole wie der Drache mit seinen vielen Bedeutungen, die Gespenster, die in der wilden Jagd mitreiten, die schwarze Spinne. Romantisch ist überhaupt der ganze Zug zum Sagenhaften und Volkskundlichen. Walter Tell und Adelgunde von Thorberg sind romantische Charaktere, empfindsam und musikalisch gestaltet, nicht realistisch und plastisch.

Wo Gotthelf das romantische Gefühl, welches in ihm wie in jedem Menschen wohnte, und welches seine Zeit besonders nährte, sich frei ausströmen läßt, da schuf er sicherlich auch Großes, Bedeutendes und Einmaliges; aber nirgends wie hier findet sich so zahlreich Mißglücktes,

---

[37]) Werke Bd. XVIII S. 133.
[38]) Werke Bd. XVIII S. 309.
[39]) Werke Bd. XVIII S. 373.
[40]) Werke Bd. XVI S. 317 f.

Unzulängliches, Epigonenhaftes. Am meisten mit solcher Fracht belastet ist die Geschichte von Sintram und Bertram. Gerade was Bertrams Pferd, von der Treue zu seinem Herrn magisch gelenkt, an Zirkuskünsten vollbringt, geht über künstlerische Wahrscheinlichkeit hinaus. Unerquicklich und ganz ungotthelfisch ist die Phantasieschlacht in dieser Erzählung[41]); das Auftreten der Helden mit ihrem roten und blauen Helmbusch erinnert nun durchaus an schlechte Fouqué-Imitationen. Es ist da entschieden zuviel romantische Strategie. — Mit Bezug auf die Liebe Adelgundens zum schönen Müllerjungen, auf die Erscheinung des Schattens der vom Fluch verfolgten Martha, auf den verborgenen Schatz im Thorberger spricht Muret von der „banalité de ces inventions usées“[42]). Man könnte ihm freilich entgegenhalten, daß sie zum Teil in der Quelle (der Sage) schon gegeben waren, daß ihnen kompositionelle Aufgaben zukommen; aber es bleibt hier Gotthelf der Vorwurf epigonenhafter Romantik nicht erspart, der er sich bediente, um allzu leicht zu einer Komposition zu gelangen, die dann nicht befriedigt. Daß dergleichen aber die Ausnahme, eine schwache Auswirkung des verdorbenen Zeitgeschmacks, dagegen realistisch und wahr geschaute Charaktere und Handlungen die Regel sind, wird schon beim flüchtigen Lesen der historischen Erzählungen offenbar.

In Gotthelfs Werk gehen Romantik und Aufklärung, welche beide Nährboden seines Geistes waren, eine glückliche Verbindung ein. Es fällt weg von dieser das Konstruktive, von jener das Wirklichkeitsferne, und es ergibt sich jener männliche und zugleich gemütvolle Realismus, mit welchem Gotthelf hinüberleitet zum Naturalismus, von dem ihn wiederum sein liebendes Aufgehen im künstlerischen Objekt und seine religiöse Tendenz unterscheiden.

---

[41]) Werke Bd. XVIII S. 359.

[42]) J. G. S. 255.

# Anhang.

Unter dem Titel

„Christliche Ansicht der politischen Weltveränderungen"

ist in der Gotthelf-Literatur ein Aufsatz bekannt, welchen Albert Bitzius im Pfarrverein des Amtes Trachselwald am 24. Juli 1833 vorlas[1]). Er wurde bisher zitiert nach einer Abschrift des Thurgauer Theologen Johannes Pupikofer, welcher in den 1830er Jahren Sekundarlehrer in Sumiswald war[2]). Erst vor kurzem entdeckte Herr Professor Dr. Rudolf Hunziker, der hochverdiente Gotthelf-Forscher und -Herausgeber, die Originalhandschrift. Diese trägt von der Hand des Verfassers keinen Titel. Gotthelfs Schwiegersohn und Nachlaßverwalter, Pfarrer von Rütte, gab ihr als Bleistiftnotiz die Bezeichnung „Cap[itel]rede? Über die Tätigkeit des Geistes in politischen Dingen."

Bitzius' Aufsatz wird hier zum erstenmal veröffentlicht, und zwar getreu nach dem Originalmanuskript, welches sich teilweise sehr stark von der stilistisch bereinigten und gedanklich überarbeiteten Abschrift Pupikofers unterscheidet. Der Aufsatz behält so seinen ursprünglichen Charakter, nämlich den einer flüchtig hingeworfenen Aufzeichnung, ohne jede stilistische Pflege, welche bloß Grundlage war einer mehr oder weniger frei gehaltenen Rede. Einzig die Orthographie ist nach den Grundsätzen der großen Gotthelfausgabe von Hunziker und Bloesch erneuert. Als Titel blieb der von Johannes Pupikofer gewählte, unter welchem der Vortrag in die Gotthelf-Literatur Eingang fand.

Die vorliegende Arbeit nimmt, namentlich im Kapitel über die Geschichtsauffassung und ihre Quellen, mehrfach Bezug auf die „Christliche Ansicht der politischen Weltveränderungen". Die Rede zeigt, auf einen konkreten und damals aktuellen Gegenstand angewendet, die an Herder geschulte Geschichtsauffassung des sechsunddreißigjährigen Pfarrers Albert Bitzius, welche das Fundament derjenigen des Dichters Jeremias Gotthelf ist. Trotz ihrer Beschränkung auf ein einzelnes Pro-

---

[1]) Vgl. dazu das in Walther Hopfs Schrift „J. G. im Kreise seiner Amtsbrüder und als Pfarrer" S. 11 abgedruckte Protokoll.

[2]) Wie Prof. Hunziker feststellte.

blem ist die Rede eine so groß angelegte Schau über das gesamte Weltgeschehen, daß sie aufschlußreich ist für das Denken Gotthelfs überhaupt und voll Beziehungen zu allen Zeiten, namentlich auch zu der unsrigen. Deshalb seien diese Gedankengänge des großen Berners hier einem weiteren Kreise erschlossen.

Ich nehme die Gelegenheit wahr, den Herren Professor Dr. Rudolf Hunziker und Dr. Hans Bloesch ergebenst zu danken für die vielen freundlichen Ratschläge, mit welchen sie mich in meiner Arbeit unterstützt haben. Es liegt mir besonders daran, in Dankbarkeit zu erwähnen, daß Herr Professor Dr. Hunziker seine große Erfahrung und seine reichen Kenntnisse in den Dienst der Herausgabe der Bitzius-Rede stellte und sie in der vorliegenden Form ermöglichen half.

## Christliche Ansicht der politischen Weltveränderungen.
## Von Albert Bitzius.

Vor uralten Zeiten schon schied man die Menschen, welche unsern Erdball bewohnen, in Schwarze und Weiße. Die letztern behaupteten, ihnen gebühre die Herrschaft der Erde, die erstern seien geboren zu Knechten. Die Gründe zu ihrer Behauptung fanden sie in der eigenen größern Tätigkeit und Klugheit, in der Fähigkeit der Fortbildung und der Benutzung dessen, was Gott ihnen gab, in der Trägheit der anderen, ihrem Stumpfsinn, in ihrer Unfähigkeit und Widerwillen, den eigenen Zustand zu verbesseren. Die Weißen behaupteten nicht nur, Herrscher zu sein, sondern sie wurden es auch.

Nun scheidet man wieder die Menschen in Schwarze und Weiße. Woher diese Namen kommen, wird schwer sein, anzugeben, noch schwerer, ob sie mit früheren gleichlautenden in einigem Zusammenhange stehen. Genug, sie sind da und haben ihre Bedeutung. Weiße werden die genannt, welche das Volk als Souverän erkennen, dem Prinzip der Rechtsgleichheit huldigen und keine Vorrechte anerkennen wollen und den gesellschaftlichen Zustand nach diesen Grundsätzen fortbilden, vervollkommnen wollen, Schwarze die, welche behaupten, irgendeine Person oder Kaste oder Korporation hätte das Recht, zu herrschen, die übrigen die Pflicht, zu dienen, die also einen Unterscheid zwischen den Menschen machen und auch in ihren Rechten und jede Veränderung im gesellschaftlichen Zustand nicht als abhängig wollen anerkennen vom Willen der Majorität, sondern nur vom Willen jener Person oder Kaste oder Korporation. Diese beiden Parteien stunden sich in der Idee

schon lange entgegen, in der Wirklichkeit, im offenen Kampfe aber erst, seitdem ihre Kräfte sich gleichförmiger geworden.

Nun schmerzt mich nichts tiefer, als wenn wir Geistlichen in Mitte dieser Parteien mitkämpfen, Gegner befeinden, das Gewühl, das Gewirr vermehren helfen, in Schwarze und Weiße uns teilen und Brüder gegen Brüder streiten, statt daß wir, über den Parteien stehend, ihren getrübten Horizont erleuchten sollten mit dem christlichen Lichte, dessen Träger wir sind, in welchem dieser Kampf milder wird, nicht lange bestehen mag, zu einem schönen Ziele führt, auf alle Fälle uns der Parteinamen enthebt und uns den wiedergibt, der uns eigentümlich angehört, den der evangelischen Prediger. Über den Parteien sollen wir stehen, weil uns nicht inwohnen sollen die niedren Intressen der persönlichen Feindschaften, von denen kaum ein Kämpfer sich wird freihalten können. Die Kämpfenden aber können wir erleuchten und entwirren, weil wir, unverblendet durch das Gewirre, des Kampfes Bedeutung und die reine Idee, aus der er hervorgegangen, ungetrübt vor des Geistes Auge leuchtend haben. Die christlichen Ideen sind es, welche unseren Geist erfüllen, unser Urteil bestimmen; ihre Verwirklichung in der Welt ist unsere Aufgabe. Das Mittel zur Verwirklichung ist nicht das Schwert, sondern das lebendige Wort. Aber das lebendige Wort ist es doch wieder, welches die Schwerter in Bewegung setzt, den Kampf erzeugt, daher sagt Jesus, daß er nicht gekommen sei, Frieden zu bringen, sondern Krieg. Die göttlichste Idee wird vom sinnlichen Menschen, dessen Herz sie aufgefaßt, mit weltlichen Waffen verteidigt gegen die weltlichen Waffen, die sie angreifen; je roher der Mensch oder das Zeitalter, desto roher auch der Kampf. In diesem Sinne war Jesus der Erzeuger der Kämpfe, die das Christentum zu bestehen hatte, wie sehr er auch die Art des Kampfes mißbilligt; in gleichem Sinne sind wir, zum Teil wenigstens, die Erzeuger des Kampfes, der uns umwogt, der uns so widerlich vorkömmt.

Vergessen wir nun alle persönlichen Beziehungen und Verhältnisse und fassen des Kampfes reine Bedeutung ins Auge, so können wir kaum mißkennen, daß er über der Verwirklichung einer christlichen Idee sich erhoben. Das Christentum ist ein Senfkorn, das zum Baume werden soll. Nun wächst es aber nicht nur in seiner Ausdehnung, sondern auch an innerer Kraft und Stärke; seinem Wachstum ist aber kein Ende gesetzt, kein irdischer Tag wird kommen, der es stillestehen sieht. Dieses Wachstum zu bemerken und dessen uns zu erfreuen, ist unser Vorrecht, denn wir teilen nicht den gotteslästerlichen Glauben, daß die Welt schlimmer werde; und wenn die kleinlichsten Ereignisse und Erfahrungen des täglichen Lebens uns betrüben und kränken, so gibt uns

das allmähliche Hervortreten des Christentums im großen Völkerleben, was die Uneingeweihten in seinem weltlichen Gewande nicht erkennen, Trost, Kraft und Hoffnung.

Das Christentum unterscheidet sich von allen andern Religionen besonders auch dadurch, daß es als einzig vernünftigen Gottesdienst Vervollkommnung anerkennt. Dieses Prinzip der Vervollkommnung ist es, was dem Christentum sein ewiges Leben gibt: durch Vervollkommnung seiner Individualität preiset das Menschenkind seinen Schöpfer allein seiner würdig; durch Vervollkommnung seiner Institutionen allein gibt die Menschheit ihrem Regenten das würdige Lob.

Das höchste Gesetz nun ist die Liebe zum Vater, die Liebe zu seinen Mitmenschen als Kindern des gleichen Vaters. Das beste Zeichen der Vervollkommnung des Menschen ist daher doch wohl das Fortschreiten in der Liebe zu seinem Nächsten, daß diese der eigenen immer gleichförmiger wird, der alles trennenden Selbstsucht ein immer größeres Gegengewicht bietet und dem Nächsten immer mehr das zu leisten vermag, was er für sich selbsten wünscht, in ihm immer den Bruder erkennt, der als Kind des gleichen Vaters die gleichen Rechte besitzt und nach dem Maße seiner Kräfte an allem teilzunehmen hat, was Gott den Menschen zu verteilen gegeben.

Das sicherste Zeugnis von der Vervollkommnung menschlicher oder gesellschaftlicher Institutionen ist aber das, wenn sie die Schranken niederreißen, welche Brüder von Brüdern trennen, wenn sie den Hochgestellten den Hochmut nehmen und den Niedrigen Selbstvertrauen geben dadurch, daß auch in diesen Institutionen nicht das Äußere gilt, sondern gleich wie vor Gott der innere Gehalt, wenn sie jeglichem die Mittel bieten, den innern Gehalt auszubilden, und alle die gleichen Ansprüche haben zu ihrem Schutz und Hülfe. Wo also die Institutionen alle Bevorrechtung aufheben und alle Menschen gleichstellen als Brüder, da ist ein Fortschritt und, wohlbemerkt, ein christlicher Fortschritt. Denn wo die Gesetze die Menschen unterscheiden, findet die Selbstsucht Schutz und Schirm; wo die Gesetze allen gleiche Rechte geben, da wird der Selbstsucht auch von außen entgegengearbeitet, wie das Christentum sie von innen bekämpft.

Das Christentum erkennt keine Verjährung des Unrechts, keine Legitimität irgendeines Besitztumes, wenn dasselbe mit Unrecht erworben ist oder unwürdig besessen wird. Der Christ hat das Recht und die Pflicht, sobald er stark genug geworden, die Sünde von sich zu treiben, auch wenn er sechzig Jahre von ihr besessen gewesen und seine sinnlichen Triebe gewaltig sich empören. Über zweitausend

Jahre war die Menschheit in der Gewalt des Teufels, und dennoch ward es Christus erlaubt, sein Reich zu zertrümmern. Über fünfzehnhundert Jahre besaßen die Israeliten die Gnade Gottes und das Gelobte Land, und doch verloren sie beides, sobald sie dem Christentum verleumdend und hemmend entgegentraten. Auf gleiche Weise haben die Christen das Recht und die Pflicht, aus ihrer Mitte alles zu entfernen, was der Entwicklung des Christentums entgegensteht, die Bruderliebe hindert, die Selbstsucht fördert zum Schaden des Allgemeinen.

Zwei geschichtlich begründete Wahrheiten dürfen nicht übersehen werden. Allenthalben, wohin das Christentum dringt, findet es entgegenstehende Elemente vor, die es bekämpfen muß. Wenn es im Kampfe gesiegt, so erzeugen sich in seinem eigenen Schoße aufs neue Streitkräfte, die um so furchtbarer werden, da sie gewöhnlich lange nicht bemerkt werden, ein christlich Gewand um sich haben und christliches Recht geltend machen wollen.

Das Christentum fand als feindliche Mächte vor: die Hierarchie der Juden, die Despotie der Römer, oder geistige und leibliche Sklaverei Gegen die erstere kämpfte Christus unmittelbar, verkündete Freiheit des Geistes und warnte vor den blinden Wegleitern und denen, die unerträgliche Lasten aufbürden, die sie selbst mit keinem Finger bewegen. Gegen die letztere, die außer dem Christentum lag und die geistige Freiheit wenig oder nicht hemmte, kämpfte er nicht direkt; aber sobald dieselbe mit dem Christentum feindlich zusammentraf, so wurde sie besiegt, ohne weltliche Waffen, durch des Christentums geistige Kraft. Wie das Christentum aber nur langsam äußerliche Fortschritte macht, ebenso langsam durchdringt es das Leben der christlichen Völker und tritt in ihrem gesellschaftlichen Zustande sichtbar hervor. Das Grundübel der Menschheit bleibt in beständigem Kampf mit demselben, scheint manchmal zu siegen und weicht nur allmählich der Sonne von oben. Dieses Grundübel, welches schon den Satan stürzte, heißt im einzelnen Menschen Selbstsucht, Eigennutz, Überhebung; im Völkerleben tritt es hervor als Hierarchie oder Despotie. Hierarchie ist dann immer wieder mit leiblichem Zwang, so wie Despotie mit Geistesdruck verbunden, besonders im Christentum; denn der Despot weiß wohl, daß seine unchristliche Stellung bei freier Geistesbewegung unhaltbar ist.

So entstund im Schoße des Christentums zuerst die Hierarchie. Brüder sollten die Christen sein, der Zugang zu Gott jedem offen. Der Vorhang im Tempel war zerrissen, das Priestertum gestürzt, Christus der einzige Stellvertreter der Menschen vor Gott, jeder Christ nach dem Maße seiner Gaben oder seiner Nähe zu Gott Prophet und Lehrer,

jeder ein Priester nach dem Grade, als er das heilige Opfer seiner selbst darbrachte, jeder ein Regent, inwiefern er sich selbst beherrschen, mit Christo leiden konnte. Aber das ward anders: Menschen drängten sich wieder ein zwischen Gott und ihre Brüder, usurpierten das Recht, das Maß und die Weise des Glaubens zu bestimmen, bildeten zur gegenseitigen Unterstützung eine Kaste, nahmen zu größerer Sicherheit die weltliche Macht schwacher Regenten in Anspruch und umhüllten sich zur Verblendung der Menge bald in geheimnisvolles Dunkel, bald in strahlende Pracht. Die Hierarchie ward Stütze der Despotie, die Despotie Gehülfin der Hierarchie. Aber, wie zwei unreine Mächte nie lange im Frieden ihr Unwesen treiben, sondern eben durch ihre Basis, die Selbstsucht, welche sie anfänglich vereint, wieder getrennt werden, so auch hier. Die Hierarchie, nicht zufrieden, Gehülfin der Despotie zu sein, wollte die alleinige Despotin werden der Regenten wie der Völker, der weltlichen wie der geistigen Macht. Jahrhunderte durch währte der Kampf, in dem nur das Bemerkenswerte ich hier anführe, daß auch die Hierarchie bei den Völkern, wo vermittelst ihres Ursprunges und ihrer gesellschaftlichen Institutionen größere bürgerliche Freiheit herrschte, nie die Gewalt erreichte wie anderwärts, so bei den deutschen Völkern, vorzüglich aber in der Schweiz, und gerade diese waren es auch, welche zuerst ihre Fesseln brachen, und wer will wohl sagen, mit Unrecht? Und doch war die römische Herrschaft eine Obrigkeit und eine gewaltige; und doch soll man der Obrigkeit untertan sein, wie die Schrift sagt. Was aber den ersten Christen in bezug auf die heidnischen Regenten gesagt wurde, gilt dieses auch dann, wenn ein christlicher Bruder sich das gleiche anmaßt? Haben die Apostel der Obrigkeit in allen Dingen gehorcht, warum wurden dann von ihnen alle bis auf einen gewaltsam getötet, warum gab es unter den ersten Christen Tausende von Blutzeugen?

Wo im Christentum eine unchristliche Macht sich geltend macht, wird sie immer zuerst und vorzüglich die Geister in Fesseln schlagen und Verleugnung anerkannter Wahrheiten fordern.

Luther und Zwingli erhoben sich gegen die unrechte Obrigkeit, die allerdings von Gott war wie der Baum, den des Gärtners Beil umhaut; aber weil sie schlechte Früchte trug, so nahmen sie des Gärtners Rechte und untergruben den Baum. Kräftige Fürsten, des fremden Zwanges satt, unterstützten den einen, freie Söhne des freien Landes, gewohnt, der innern Überzeugung zu folgen und sie mit dem Schwerte zu verteidigen, den andern. Völker und Fürsten rissen sich los vom päpstlichen Joch, um unter sich zu zerfallen, beide wollten die Vorteile der

Reformation allein. Die Völker wollten Freiheit und Gleichheit; aber verwahrlost in den Zeiten der Finsternis, verfallen der äußersten Roheit, vermochten sie die reinen christlichen Ideen nicht zu realisieren, hatten nicht geistige Kraft zu ihrer Verfechtung, sondern nur Raub und Brand; darum siegten die weltlichen Herren mit ihrem geordneten Widerstand, sie unterjochten die Völker wieder und mit ihnen zugleich die Kirche, welche damals weltlicher Hülfe bedürftig und durch die Folgerung, welche die Aufrührer aus den christlichen Grundsätzen gezogen, betäubt, keinen Widerstand vermochte. Nun folgen zwei Jahrhunderte des starrsten Dogmatismus und immer unbeschränkter werdenden weltlichen Macht. Die Geister wurden gebunden, und wie im Katholizismus, so im Protestantismus durfte kein Christ untersuchen, ob das, was Menschen in der Bibel gefunden, und die sogenannte Kirche, das heißt einige, gut geheißen hatten, wirklich mit der Bibel übereinstimme. Ein totner Glaube trat an die Stelle des engeren Zeremoniendienstes, das rege christliche Leben ward gehemmt, jede Regsamkeit schien Verrat gegen das Bestehende; gleichen, abgemessenen Schrittes sollte die protestantische Christenheit in der durch Fürsten angewiesenen Bahn zum Himmel gehen, eine zweite Potsdamer Garde. Was in Deutschland vorging, dehnte sich auch auf die Schweiz aus. Vor allem hatten wir den Dogmatismus. Die Reformatoren vergaßen, daß sie durch freies Forschen zu ihren Resultaten gelangt, daß sie ebenso gut irren könnten als frühere, daß sie aber ebenso wenig das Recht hätten, andern das Forschen zu verbieten und dessen Resultate so wie die Forscher selbst zu verdammen. So verbrannte Calvin den Servet.

So wurde des Geistes freie Regung gelähmt; Formeln, von Menschen erdacht, sollten selig machen und nicht der lebendige Geist Gottes. Dadurch entstund natürlich auch Lähmung des Lebens in christlicher und bürgerlicher Rücksicht. Der böse Geist wurde mächtiger, die Selbstsucht regte sich, und wen Kräfte, Ort und geschichtliche Vorteile begünstigten, erhob sich und drückte die andern nieder. Die Unterdrückten erhoben sich endlich; aber sie wurden besiegt aus den gleichen Gründen wie früher in Deutschland. Wie dort die Fürsten siegten, so hier die Städte oder Familien, die sich immer mehr gewöhnten, sich in ihren Rechten und Ausübungen den Fürsten gleichzustellen. Ausübung von Rechten des Landes, welche unwidersprochen waren, hätten ein Jahrhundert später den Tod gebracht[3]). Es entstunden Untertanen, die

[3]) Unleserliche Abkürzungen und Zahlen (1728, 1828) deuten darauf hin, daß der Vortragende an dieser Stelle weitere Ausführungen und Beispiele vorgesehen hatte.

Kirche wurde Dienerin des Staates, das Christentum selbst als dienstbare Magd behandelt, für die man sich für sich wenig kümmerte, die man aber für andere als eine Art Lehrgotte benutzte. Aber der Geist wird nicht getötet, nicht ungestraft mißhandelt. Wie unter dem Schnee das Samkorn wurzelt und die Saaten grünen, so bereitet sich unter den Eisfeldern der Despotie die Freiheit vor, und aus dem Felsen des Dogmatismus fließt durch Gottes wundertätige Hand das lebendige Wasser immer wieder.

Im achtzehnten Jahrhundert ward wieder Leben; aus dreifacher Quelle sprudelte es, verschieden an Geschmack und Farbe, in die Welt hervor. Aus dem totnen Glauben und dem unbrüderlichen Leben entsprangen verschiedene Sekten, unter welchen besonders die Herrnhuter sich auszeichnen. Den finstern Schulen entwand sich die Vernunft, welche in jugendlichen, regellosen Sprüngen über alles wegsetzte. Aus dem zuchtlosen, göttlichen und menschlichen Gesetzen spottenden Leben der Despotie entsprang der Unglaube, die Frechheit, die Lüsternheit. Wie der Wind wehte auf dem regungslosen Chaos, damit Ordnung und geregeltes Leben entstehe, so wehten nun Winde genug über unsern Weltteil, die starren Massen auf- und durcheinanderzurühren. Je unchristlicher die Welt früher gewesen war, desto unchristlicher wurde auch der Kampf. Das Merkwürdigste dieses Kampfes ist wohl das, daß die Herrschenden für das Christentum zu kämpfen vorgaben, während der Kampf der Unterjochung der Brüder galt, daß die Aufrührer das Christentum abschaffen wollten, während doch eine Grundwahrheit desselben ihre leitende, wenn schon mißverstandene Idee war, Freiheit und Gleichheit. Als in dieses Streites Ungestüm jede Ordnung unterzugehen schien, sandte Gott eine eiserne Hand, welche die Gesellschaft wieder in ihre Fugen zwängte, unter dessen Herrschaft die berauschte Menge zur Besonnenheit kam. Er verschwand wieder, als er seine Bedeutung mißkannte und die alte Despotie herstellen wollte. Die Unordnung verschwand wieder, niemand wünschte sie zurück, weil man ihre Leiden erfahren; aber zwei Dinge blieben als Frucht zurück: erregtes Leben und Besonnenheit.

Nun entstand eine Zeit, wie sie in den Büchern der Weltgeschichte noch nicht verzeichnet stand, und ein Bund, der davon zeuget, daß diejenigen, welche ein böses Gewissen haben, lange vorher Gefahr wittern, ehe die nur an eine Regung denken, von welchen später die Gefahr kömmt, ein Bund, der davon zeuget, daß man durch voreilig von bösen Gewissen getroffene Vorsichtsmaßregeln die befürchtete Gefahr, welche man abwenden wollte, geradezu herbeiruft und beschleunigt. Mit

Erstaunen und mit Beben hatten die Fürsten wahrgenommen, welche Kraft im Volke liege, wie ausdauernd und hingebend ein Volk zu streiten wisse für eine erkannte Idee. Vom fremden Herrn waren Fürst und Volk unterjocht, die für ihre Thronen zitterenden Fürsten riefen die Völker auf, die Freiheit sich zu gewinnen, stellten sich an ihre Spitze und gewannen den Sieg, den sie mit Söldnern nie errungen hätten, der Despot wurde gefesselt. Und nun die Freiheit? Die Völker jubelten in froher Gutmütigkeit, die Fürsten aber saßen zusammen und schlossen einen Bund. Sie ahndeten die reifende Mündigkeit der Völker, sie wollten weder früher Genommenes ihnen zurückgeben noch Neues ihnen zugestehen; wie bei der Reformation wollten sie die Früchte für sich allein. Vereinzelt dieselben, welche die Völker errungen, zu usurpieren, fühlten sie sich zu schwach, drum taten sie sich zusammen, teilten Völkerschaften, Länder nach ihrer Willkür und garantierten sich dieselben gegenseitig. Was vermochten gegen den Fürstenbund die vereinzelten Völker? Nicht mehr Krieg zu führen, ward der Fürsten Gelöbnis, sie erkannten, daß im Kriege der Völker Machterkenntnis wachse, Krieg die Fürsten trenne, die Völker vereine. Was die Fürsten taten, äfften die an Afferei gewohnten Herren der Schweiz nach und hängten zur eigenen Sicherheit an den äußersten Schwanz dieses Bundes sich.

Unter dieses Bundes schauerlichem Obdach sollte nun das erwachte Selbstbewußtsein der Völker erstickt und alles zurückgeführt werden in das frühere grauenvolle Einerlei. In dem Staate sollte nur ein lebendiger Wille sein, nur ein Mund, der ungestraft sich öffnen dürfe; in der Kirche sollte das totne Wort wieder der Götze sein, das man andachtsvoll, aber gedankenlos verehren und nachbeten sollte.

Zu weit würde es mich führen, wenn ich, den Faden der Geschichte verfolgend, nachweisen wollte, mit welcher Konsequenz die Fürsten ihren Bund anwandten und ausführten, wie die Völker erschrocken sich wanden und lange in den Verrat sich nicht finden konnten. Das erregte Leben konnte nicht getötet werden; wo das Christentum keine innere Kraft hatte, wo man also des Geistes Kraft nicht kannte, da brach tätiger Widerstand aus und sogenannte Empörung: Spanien, Neapel, Portugal. Wo das Gebiet des Geistes weitere Grenzen hatte, paarte sich mit dem regen Leben die Besonnenheit, und die Willkür fand geistigen Widerstand und geistige Vorbereitung, bessern Zeiten würdig zu werden. Merkwürdig ist, daß früher, während die Fürsten sich haßten, auch die Völker den Haß teilten, nun, da die Fürsten unter sich Freundschaft schlossen, auch die Völker gegenseitige Freundschaft

suchten. Der Fürsten Freundschaft pries man als Gott wohlgefällig, der Völker Freundschaft verdammte man. Warum wohl das?

In diesem Zeitraum wurde die Kirche wieder als Magd mißbraucht. Der Glaube, daß die katholische den fürstlichen Gelüsten zugänglicher sei, ließ dieser bedeutende Zugeständnisse machen: gegen die Gewissen ließ man wieder los die braunen, schwarzen Banden, barfüßige Dumm- und Schlauköpfe; der protestantischen Kirche gab man neue Agenden und Ordnungen, öffentliche Erklärungen, daß das Maß und die Verkündigung des Glaubens vom Willen der gnädigen Herren abhange, hätschelte oder mißhandelte einzelne Glieder zum Bedeutnis, daß eines jeden Los in der Hand der weltlichen Obrigkeit stehe, zog auf die Lehrstühle Männer, die entweder mit ihrem Wissen noch in der Mitte des vorigen Jahrhundert stecken geblieben waren, Männer, die sich selbst vor ihren eigenen Gedanken fürchteten und, statt wie die alten Mönche ihre Rücken, täglich ihre eigene Vernunft geißelten, oder Männer, deren seichtem Sinn des Amtes und des Jahrhundert höhere Bedeutung verloren ging. Jede selbständige Äußerung wurde als Jakobinismus und jeder selbständige Mann als schlechtdenkend oder kurzweg als schlecht bezeichnet. Josua hatte die Sonne stillestehen heißen; aber die Herren wollten mehr, ihnen sollte sie nach rückwärts gehen.

Als man den Bogen zu stark spannte, sprang er. Einem Volke hatte man, um es zur Wiederaufnahme der vertriebenen fürstlichen Familie zu bewegen, starke Konzessionen machen müssen. Nachdem man es sechzehn Jahre gewalkt hatte, glaubte man es mürbe genug, um ihm wieder nehmen zu können, was es vor andern Völkern voraus hatte. Man irrte sich: das in seinem Eigentum angegriffene Volk errang den Sieg. Aber das Volk mißbrauchte ihn nicht; sobald es seine Rechte gesichert, verließ der Angreifer ungefährdet das Land, kein Eigentum wurde verletzt, kein Leben gefährdet, eine Revolution, würdig einer neuen, bessern Zeit, einer Zeit, wo auch das Christentum im Völkerleben sich geltend machen kann und freie Bahn und Anwendung findet. Des mächtigen Bundes Kette war gesprengt, die Rückwirkung war groß, allgemein: die Fürsten bebten, die Völker atmeten neu auf, ein allgemeiner Aufstand drohte; aber die Fürsten fürchteten den Krieg, die Völker liebten ihn nicht, und es begann das geistige Spiel der beiden Prinzipien, das heute noch fortdauert in der europäischen Welt. Niemand weiß, ob es durch Waffengewalt oder durch des Geistes Macht entschieden werden wird.

Unser Ländchen war eins der ersten, welches diese Rückwirkung empfand und, da die Fürsten mit unseren Herren nicht verwandt waren,

sie überhaupt von ihrer Seite nicht als ihresgleichen betrachteten, so ließ man hier das Volk gewähren, solange es nicht äußere Ruhe störte. Das Resultat dieses Gewährens liegt am Tage. Gerade dieses Resultat, wird man sagen, sei ein Zeugnis, daß die ganze Sache mit dem Christentum nichts zu tun habe. Ich glaube aber, man irre sich. Das Christentum ist nicht nur eine Form der Gottesverehrung, sondern das Christentum ist die geistigste Verfassung, die uns Gott für dieses Leben gegeben hat, nicht sowohl in bezug auf die Kirche als auch auf den Staat, nicht allein im bezug auf das häusliche, sondern auch für das öffentliche, nicht nur für das innere, sondern auch für das äußere Leben. Nun kann diese höhere Verfassung in unser Leben eingeführt werden durch den Staat oder durch die Kirche. Vor dreihundert Jahren ging die Reform von der Kirche aus, weil das feindliche Element besonders in der Kirche lag, sie erstreckte sich aber auch auf den Staat und das ganze Leben der Menschen überhaupt. Nun geht sie vom Staate aus, das heißt aus der politischen Gesellschaft, hat durchaus politische Formeln, beschlägt zunächst nur das bürgerliche Verhältnis. Aber wer könnte wohl leugnen, daß die zugrunde liegende Idee die christliche sei der Freiheit und Gleichheit oder der Brüderschaft! Wer wird leugnen, daß diese durch das Gesetz festgestellte Idee vorteilhaft zurückwirken muß auf die Kirche, das christliche und geistige Leben überhaupt, natürlich wenn Selbstsucht, Überhebung und Geisteszwang nicht mehr durch das Gesetz sanktioniert sind! Allerdings hinderte manche Ursache viele und namentlich viele Diener der Kirche, diese Reform als einen christlichen Fortschritt anzusehen, sondern sie hielten sich eher berechtigt, das Gegenteil zu glauben. Vor allem aus waren die Werkzeuge, welche die Reform schufen, die unkirchlichsten, und viele selbst weit davon entfernt, in ihrem Zweck etwas Christliches wahrzunehmen. Die meisten hatten ihre Bildung und Richtung zu einer Zeit empfangen, wo das Geistige im Christentum verkannt und das Kirchliche verachtet war, und viele stunden auf der Stufe halber Aufklärung, wo der Verstand alten Vorurteilen und altem Götzendienst entsagt, die Vernunft aber noch nicht erwacht ist, Ideen aufzufassen, im Sichtbaren das Unsichtbare zu finden. Diese Menschen waren mehr oder weniger Gegner der Kirche oder ihrer Diener schon früher gewesen, wenigstens so betrachtet worden. Was Wunder also, daß man von vornherein als unchristlich verdammte, was sie vornahmen. Auf der andern Seite stund man ihren Gegnern um mancher Ursache willen näher oder glaubte wenigstens, ihnen näher zu stehen, man glaubte die eigene Existenz an die ihre geknüpft, man verwechselte die eigene Existenz mit der Existenz

des Christentums, die Kirche mit dem Kirchengut; höfliche Worte nahm man für köstliche Münze und manches andere nicht übel und schwieg davon. So vergaß man über den streitenden Personen, die uns anzogen und zurückstießen, die Sache selbst ins Auge zu fassen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß wir im allgemeinen gewohnt sind, uns höher als unsere Umgebung zu betrachten. Wir haben recht, wenn wir es geistig nehmen in dem bestimmten Kreise unseres Faches; aber wenn wir das Überlegensein auf das Urteilen in allen Dingen ausdehnen und dann noch auf äußere Anforderungen übertragen wollen, so haben wir unrecht. Nun fürchtete eben mancher für seinen Respekt und wollte die Freiheit und Gleichheit in bezug auf seine Bauren nicht gelten lassen. Im Himmel einmal könne Gott tun, was er wolle, hier auf Erden lasse er sich das nimmer gefallen. Drittens gefiel manchem in seiner politischen Unschuld das Treiben und Jagen nicht, welches zur Erzweckung dieser Reform notwendig war; denn um verbundene Kräfte unschädlich zu machen, müßten überwiegende andere Kräfte sich verbinden. Er war gewohnt, es als Sünde anzusehen, wenn zwei Kapitel sich verabredeten, geschweige daß das Simmental mit dem Emmental, das Seeland mit dem Oberland zusammentraten. Vielen ging diese Unschuld so weit, daß man alles glaubte, was gewisse Leute einem sagten; diese sagten nun so furchtbares, grauenvolles Zeug, schilderten die Bewegungsmänner so schwarz, daß man an ihnen unwillkürlich die Hörner und die gespaltenen Füße suchte und, wenn schon reformiert, doch sieben Kreuze vor ihrer Person und siebenmal sieben vor ihrem Treiben machte.

Der politische Widerstand, der politische Unverstand, die politische Unschuld und auch ihre eigene Neigung reizte nun die Führer zu Ausfällen gegen die Kirchendiener; die Menge, welche in aufgeregten Zeiten immer Partei gegen die Obern nimmt, erhob auch ihr Geschrei oder unterließ doch den gehörigen Respekt. So entstund die Opposition vieler Kirchendiener gegen das Neue, während andere, das rechte Verhältnis herzustellen sich mühend, von beiden Seiten nicht begriffen, sondern von jeder Partei der andern zugeschickt werden. Diese Opposition erhält sich, weil man die alten Personen vermißt, weil man vieles nicht begreift, an den gegenwärtigen Menschen vieles sieht, was man früher übersehen hatte, und jetzt unbilligerweise fordert, daß keine Leidenschaft, keine Selbstsucht, kein Eigennutz zum Vorschein komme, während man die Wohltat geringschätzt, daß sie wenigstens gesetzliche Schranken finden.

In dieser Opposition stehen wir und werden allgemein betrachtet als

ein Anhängsel der Aristokratie, als eine Art Geschäftsführer derselben und genießen nach dieser Ansicht auch Einfluß und Behandlung. Sollen wir sorglos oder trotzig in dieser Stellung bleiben? Diese Frage kann nach doppeltem Maßstabe beantwortet werden: ist es christlich, ist es klug?

Was ist wohl unchristlich im Wesen der neuen Reform? Ich glaube, sattsam nachgewiesen zu haben, daß sie durchaus auf christlicher Basis ruhe. Daß viel Menschliches bei ihrer Begründung und Festhaltung unterlief, ist richtig; aber, wo Leute sind, da leutelet es. Menschen werden nie etwas ganz rein ins Leben fördern, und uns steht es nicht zu, es zu richten. Ist es christlich, von der Sache nichts zu wollen, weil die Menschen uns nicht die rechten sind, homines obscuri et novissimi, manchmal sogar Gemeindgenossen, von denen man sonst Bücklinge empfing und submisse Ohren fand, während sie jetzt eine eigene Meinung haben wollen? Weit entfernt, die Personen zu vergleichen, möchte ich nur an die Pharisäer aus den alten levitischen Familien erinnern, wie sie über Nazareth und die galiläischen Apostel die Nase gerümpft. Wahrhaftig, der Maßstab, den man gewöhnlich für Menschen hat, ist ein sehr unchristlicher, und noch unchristlicher die Verbindung, in welche man Sachen und Menschen bringt. Ist es christlich, nicht nur seine eigene Wirksamkeit zu verengern oder ganz zu hindern, Öl ins Feuer zu schütten, auf der einen Seite die Verblendung und den Starrsinn, auf der andern die Leidenschaftlichkeit und unchristlichen Schein zu vermehren? Ich möchte nur wissen, wie man diese Stellung gegen die Kirche, aber noch viel mehr gegen das Christentum würde verteidigen können. Würde man vielleicht sagen wollen, man stehe nur den Sündern und Unchristen so schroff entgegen, so möchte vielleicht gefragt werden, warum man das nicht schon früher getan, als die Sünder andere Namen trugen. Unklug ist sie im höchsten Grade, ebenso wie sie unchristlich ist.

Wir haben früher schon über Gefährdung unseres Intressens geklagt; sichern wir dasselbe etwa, wenn wir den neuen Regenten alles mögliche Mißtrauen zeigen, gegen uns sie erbittern? Wir haben schon der alten Regierung in bezug auf das Kirchengut nicht getraut, welche sich doch nicht über uns zu beklagen hatte; dürfen wir dann dieser trauen, wenn wir uns als Feinde zeigen? Und haben wir Ursache zu diesem? Wir klagten immer über Beschränkung unserer kirchlichen Rechte unter der alten Regierung. Unter der neuen erhielten wir die lang gewünschte Synode; durch das gegen uns erregte Mißtrauen erhielten wir sie aber schmählich beschnitten, und diese Synode zeigt so wenig Kraft und Saft, daß wir unsere Gesetze und Ordnungen von weltlicher Seite her werden erwarten müssen. Man klagte früher im-

mer: wenn man mit dem Landvogt gut stehe, so könne man machen, was man wolle, und umgekehrt. Wenn man sich aber in Opposition setzt nicht nur mit den näheren Beamteten, sondern mit dem ganzen System, was wird man da allem sich aussetzen? Am Ende hätte man recht, wenn man entweder sagen würde, eine so gefährliche Geistlichkeit muß beschnitten werden nach der Weise, die ein Gewesener angab, die Bauren alle drei Jahre zu beschneiden wie die Weidstöcke, damit sie hübsch demütig blieben, oder gar: sie nützt nichts und ist überflüssig.

Man möchte es vielleicht eben für klug halten, in dieser Stellung zu bleiben, weil der gegenwärtige Zustand sich nicht lange halten könne. Abgesehen davon, daß wohl die Personen wechseln, aber nie das Alte wiederkehren kann, würde die Geistlichkeit der Wiederkehr des Alten sich nicht zu trösten haben; denn die Alten sind mit der Geistlichkeit nicht zufrieden, sie haben ihre Stellen behalten, sie haben nicht geradezu Aufruhr gepredigt, sie haben durch Jugendbildung indirekt zu ihrem Fall beigetragen. Die meisten Geistlichen hatten einen wunderbaren Instinkt, was eigentlich ihres Amtes sei, und verstunden daher die vielfaltigen Winke und das beständige Entgegenstreben nicht, begriffen nicht, daß man ein beschränkt Volk sicherer zu regieren glaubte. Kehrte das Alte zurück, so bin ich überzeugt, so würde die Geistlichkeit, die den Fall nicht verhütet, der Mißstimmung des Volkes, welches den Fall veranlaßte, zum Opfer gebracht und beschnitten werden nach Noten. Die Aristokratie ist von alters her Feindin der Kirche und duldet sie nur als Magd. Geachtet wird und unangetastet bleibt nur der, der auf seiner rechten Stelle steht und mit besonnener Ruhe, ohne Furcht in jedem Augenblick das Rechte tut. Diese Opposition gefährdet unser christliches Würken, gefährdet die Kirche, gefährdet unsere Personen, ist unchristlich und unklug. In welche Stellung sollen wir uns dann setzen, und wie kommen wir dazu?

Es ist schwer, eine treffliche Position, die man mutwillig verlassen, wieder zu gewinnen. Eine solche hatten wir, wir waren früher die einzigen uneigennützlichen Förderer der Bildung, brachten die Menschen zum Erkennen und zum Denken; wir waren es also eigentlich, welche unbewußt und indirekt diese Reform, wenn schon nicht herbeiführten, doch möglich machten. Aber es ging uns wie vielen Vätern: wir erkannten das gezeugte Kind nicht an. Hätten wir es gekannt, hätten wir das Christentum nicht bloß in seiner individuellen Beziehung, in seiner kirchlichen Gestaltung vor Augen gehabt, sondern auch in seiner hohen weltgeschichtlichen Bedeutung und seiner politischen Entwicklung, so wäre uns die schönste Gelegenheit gegeben ge-

wesen, Kirche und Staat in ihrem wahren Verhältnis unter sich und zum Christentum zu zeigen; die in Streit liegenden Fragen, die mit menschlichem Eifer hin- und hergezerrt wurden, hätten wir über den Bereich persönlicher Intressen erhoben und mit dem Schlüssel der christlichen Geschichte sie eröffnet; wir hätten die Menschen gewöhnt, auch im Politischen die wichtigsten Entscheidungen in Gottes Wort zu suchen, sie gewöhnt, das Christentum nicht als Versumpfungselement zu betrachten, sondern als den Strom Gottes, der die Zeiten durchfließt zur Läuterung und Befruchtung derselben. So hättten wir unsern Platz als Führer zum Bessern behauptet, wären über den Parteien gestanden, hätten Zweifel gelöst, Leidenschaften gestillt, Vorurteile erleuchtet, Hartnäckigkeit gebrochen, viele dem Christentum aufs neue gewonnen, dem kirchlichen Leben wieder zugezogen; wir hätten uns beurkundet als christliche Propheten, das heißt Zeugnis abgelegt von unserer Einsicht in die Weltordnung Gottes. Dann hätten wir auch für uns und die Kirche die gebührenden Rechte fordern dürfen, und niemand hätte sie uns verweigert, die Opposition vom Staat gegen die Kirche wäre weggefallen und noch viel mehr ein Bestreben, sie zu beherrschen. Das versäumten wir, wir mißkannten die Zeit, der Staat benutzte die Reform bloß in Beziehung auf ihn und nahm die Kirche zu eigener Sicherheit wieder in seine Klauen, und wir wissen uns nicht anders zu helfen als zu balgen und zu keifen, uns jeder Veränderung zu widersetzen als eines Eingriffes in unsere Rechte und trotzig jedes Nachkommen der neuen Zeit direkt oder indirekt von der Hand zu weisen.

Diese Stellung ist unklug und unchristlich, wie ich bereits gezeigt, wir müssen eine andere annehmen, und welche, und wie dazu gelangen, das muß notwendig der Gegenstand unseres ernstlichsten, reifsten Nachdenkens werden. Wir dürfen es durchaus nicht mehr dem Zufall, der alten Gewohnheit, dem Gutdünken einzelner, denen andere aus Respekt oder Gewohnheit ohne klares Bewußtsein sich unterwerfen, überlassen, unsere Stellung im Staat und zum Staat zu bestimmen. Es ordnen sich allenthalben die Kräfte; wollen nur wir in bewußtloser Verwirrung bleiben, nach Laune persönlicher Ab- oder Zuneigung über Standesangelegenheiten urteilen und abstimmen? Wollen wir nicht von einer sichern, würdigen Stellung aus übereinstimmend handeln und reden, auf daß wir unsere eigentümliche Bedeutung, unser Gewicht wieder erlangen? Oder wollen wir unter die Parteien vermengt, von beiden mit Füßen getreten und angespuckt werden?

Das verdient reifliche Überlegung, wozu ich ernstlich und dringend auffordere.

## Curriculum Vitae.

Am 26. August 1902 wurde ich in Bern geboren. Ich besuchte die Schulen dieser Stadt bis zur Quarta des Gymnasiums. Alsdann trat ich ins Staatliche Lehrerseminar Hofwil-Bern ein, wo ich 1922 das Primarlehrerpatent erwarb. Hierauf unterrichtete ich während zwei Jahren in Wangen a. d. Aare. — 1924 nahm ich meine Studien an der Berner Universität auf. Hier bestand ich das Sekundarlehrerexamen in den sprachlich-historischen Fächern. Ein halbes Jahr lang weilte ich in England, während eines Terms am University-College London. Hierauf studierte ich wiederum in Bern und legte im Mai 1929 das Gymnasiallehrerexamen ab in Deutsch, Geschichte, Englisch und Pädagogik. — Meinen deutschen Studien lag ich ob bei den Herren Prof. Dr. von Gregerz, Maync, Singer und Strich, den historischen bei den Herren Prof. Dr. Feller und Näf, den englischen bei den Herren Prof. Dr. Schöffler und Funke und den philosophisch-pädagogischen bei den Herren Prof. Dr. Herbertz, Sganzini und Lektor Dr. Schrag. Ich nehme die Gelegenheit wahr, meinen hochverehrten Lehrern für die Förderung meiner Studien ergebenst zu danken; insbesondere gedenke ich mit Verehrung des Herrn Prof. Dr. Strich, der meine Arbeit an der Dissertation mit großem Wohlwollen leitete und mir den Blick öffnete für die tiefern Probleme, welche dem Gegenstand zugrunde liegen. — Seit August 1929 betätige ich mich im Lehramt in Biel.